

Jahrgang IV.

No. 1.

Mitte April 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Idealistisches Manifest. — Münchener Theater — Bemerkungen:
Personalia. — Madame Caillaux. — Ulster. — Es ist erreicht!

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

„ „ **II 1912|13**

„ „ **III 1913|14**

à 3 Mark.

Die Wüste • Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam.

✻ Preis Mk. 10.— ✻ ✻ Preis Mk. 2.— ✻

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

***Freunden des Kain sei nahegelegt, die
Probefbände an Bekannte zu empfehlen!***

DIE HOCHSTAPLER

Lustspiel von ERICH MÜHSAM

Preis Mk. 2. -

Jahrgang IV
No. 1.

München,
Mitte April 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Idealistisches Manifest.

Wer mit dem Blick auf zeitlose Weiten neue Moral, neue Gerechtigkeit, neue Menschlichkeit zum Inhalt seines Strebens macht, der weiß aus unzähligen Erfahrungen, daß er mißverstanden wird. Es ist fast notwendiges Schicksal seiner Ueberredungskunst, selbst bei Menschen von Verstand, Kritik und gutem Willen Kopfschütteln und Achselzucken zu erregen. Denn jede Agitation, deren Absicht nicht zeitlich begrenzt ist, steigt unbekümmert und rücksichtslos über praktische Bedenklichkeiten hin. Für bürgerliche — das heißt gegenwartsbesorgte — Naturen ist das Ziel immer der nächste Schritt. Wer aufs Ideal steuert, „schießt über das Ziel hinaus.“ Den Weg zu einem Ziele nicht in jeder Kurve kennen, das Werkzeug zu einem Kampfe nicht auf jede Gefahr erprobt haben, das bewirkt die Zweifel, das Warnen, das Bangemachen und selbst den gewalttätigen Widerstand gegen Tendenzen, gegen deren Ehrlichkeit garnichts eingewandt wird. Aber wer im reinen Gefühl die Wahrheit weiß und in kluger Skepsis von ihr abläßt, den heiße ich einen Lumpen.

Hier ist mein idealer Zweck — da sehe ich das Mittel, ihn zu erfüllen: was kümmert mich die Chamaide der Vorsichtigen? Naturwissenschaftler, Volkswirtschaftler. Historiker, Geographen, Politiker und Kaufleute sollen hundertmal recht haben, — mein Gefühl, das seine Wege kennt, können sie nicht widerlegen. Ich will den Völkerfrieden, weil er mich gut dünkt. Ich weiß, er wird sein, wenn die Arbeit der Menschen nicht mehr für den Krieg steuert, wenn die Soldaten sich weigern, ihresgleichen zu töten, wenn der Wille der Völker auf Frieden aus ist. Ich will Sozialismus und Anarchie. Ich weiß sie möglich, wenn Arbeit und Verbrauch in gerechten Ausgleich gebracht sind, wenn Ordnung und Friedfertigkeit in den Menschen Leben gewonnen haben, wenn Autorität und Gehorsam, Herrschaft und Knechtschaft aus der Gewohnheit der Völker gewichen sind. Sie werden weichen, wenn allenthalben aus der Sehnsucht nach Freiheit der Wille zur Freiheit geworden ist. Ich will Kultur und Kunst Gemeingut der Völker wissen. Sie werden es sein, wenn der Geschmack der Besten sich Allen mitgeteilt hat, wenn die Ethik der Massen sich zum Anstand geformt hat, wenn aus Zwang und Strafe Rechtlichkeit und Verständigung geworden ist.

Aber für den Frieden sind alle Vorbedingungen nicht erfüllt. Die Völker haben ein natürliches Expansionsbedürfnis und bedrohen die Grenzen der Nachbarn. Gehorsamsverweigerung, Generalstreik, Revolution ziehen entsetzliche Strafen nach sich. Der Gedanke, das Raubtier Mensch werde in Ordnung und Verständigung miteinander auskommen, der Geschmack der rohen Masse könne umgeformt werden, Freiheit werde jemals etwas anderes sein als eine schöne Phrase, ist absurd und kindlich. Schon die Formulierung deiner Ideale ist ein Beweis, wie unabwendbar und naturgewollt alle die Einrichtungen

sind, die du bekämpfst. Bitte: ich fordere nicht auf, — ich bekenne. Und ich suche meine Gefühle, die mir Wahrheiten sind, in das Gefühl der Nebenmenschen zu verpflanzen. Verstandeskühle Einwendungen können richtig oder falsch sein, — an der Erkenntnis dessen, was gut und recht ist, prallen sie ab.

Das also ist das Wesen der Agitation: auszusprechen, was subjektiv wahr ist, die Energie der andern nach der Richtung zu beeinflussen, die zu erstreben ist. Was die stärkste Energie — Weniger oder der Menge — wollen wird, das wird die Zukunft sein. Unmittelbare praktische Wirkungen gelten nicht allzuviel. Sie sind nur wertvoll als Symptome eines neuen Geistes, der unterirdisch im Werden ist. Der neue Geist aber entsteht heimlich und unbeobachtet, langsam und viel später, als sein Same gestreut ist. Wenn er zuerst in einem Gedanken, einer Tat, einem Kunstwerk oder einer Erkenntnis plötzlich aus dem Boden schießt, dann ist sein Ursprung längst nicht mehr zu entdecken, dann hat er gewirkt, als ob er selbstverständlich und ohne Bausch wäre.

Plötzlich ist eine neue Bewegung da, überraschend, scheinbar aus dem Nichts gestampft. Sie zieht Kreise, wächst, wirkt, aber ihre Herkunft ist verschollen. Aller Fortschritt ist diskreter Geburt, denn er stammt vom heiligen Geist, er stammt aus der Sehnsucht und der Bitternis vergangener Idealisten. Freilich sieht jeder Erfolg des Idealismus anders aus als seine Werbung. Was daraus einget in das Leben des Menschen, sind Anpassungen an geltende Verhältnisse, sind nichts weiter als Entwicklungsfaktoren. Gerade darum aber müssen die Forderungen an die Welt so schroff wie möglich gestellt werden, muß stets das denkbar Aeüßerste verlangt werden, ohne Rücksicht auf die Aussichten der Verwirklichung. Nur die ideale Forderung in ihrem weitesten Umfange schafft Fortschritte im engen

Kreise. Die Utopie ist die Vorbedingung jeder Entwicklung.

Die Entwicklung hat mit dem Abrollen der Jahre nichts zu tun, nicht nur, weil uns die Irrealität der Zeit bewußt ist, sondern weil uns die Geschichte der Vergangenheit lehrt, daß die vorgeschrittene Jahreszahl keine Gewähr gibt für höhere Kultur und tieferen Menschenwert. Einsichten und Sitten entstehen und verschwinden mit dem Werden und Vergehen der Generationen. Nie wird die Zeit kommen, die keiner Revolution bedürfte. Dennoch wollen wir unser Weltbild gestalten nach dem Ideal der Vollkommenheit, und das können wir, wenn wir den Blick aufs Künftige, und das ist aufs Ewige, gerichtet halten. Und wir wollen uns freuen, wenn irgendwo aus dem Geschehen der Zeit eine Blüte treibt, in der wir verwandelt und verdünnt den Keim unserer Werbung erkennen.

Wir erleben seit einem halben Jahrhundert eine gewaltige soziale Bewegung. Die werktägige Menschheit, also die Sklaven und Entrechteten, haben sich auf ihren Anspruch besonnen, an den Lebenswerten teilzunehmen. Ja, sie haben begriffen, worauf ihre Versklavung beruht und sie haben erkannt, daß die Ablösung des Kapitalismus Sozialismus heißen muß. Zwar kamen die Advokaten und Politiker, die Geschäftemacher und Demagogen, und bemächtigten sich der Idee der Gerechtigkeit und der Befreiung, indem sie daraus ein Parteiprogramm machten. Zwar kam die Trägheit des Denkens und Handelns wieder über die Massen und der tiefste Fluch des Lebendigen, die Zufriedenheit. Aber ein Funke aus der heiligen Glut der Saint-Simon, Proudhon, Bakunin, Lassalle schwält noch unter dem Schutt, und wir Lebenden dürfen nicht ruhen, ihn freizumachen und zu neuem hellen Feuer anzublase.

Aus der Schande tausendjähriger Entwürdigung

als Kreatur der Männer ist das Weib erwacht. Es will Mensch sein, die Rechte und die Anerkennung des Menschen haben. Daß die kämpfenden Frauen unserer Tage im Lagen nach dem Gute der Freiheit vorbeigreifen und statt Menschenrechte Männerrechte begehren, soll uns nicht verdrießen. Die Not und die Verstocktheit der Zeit hat den Frauen Männerpflichten auferlegt. Vielleicht schafft sich doch einmal die Einsicht Bahn, daß nun nicht die Assimilation ans andere Geschlecht, sondern die Befreiung von seiner Herrschaft — das ist die Freiheit des Weibes in Liebe und Mutterschaft — das Glück des Frauentums wäre. Sie müssen ihre Ziele weit setzen, die Frauen, die in den Kampf getreten sind. Die Neubildung aller gesellschaftlichen Formen auf dem Boden des Mutterrechts müssen sie verlangen. Wenn sie es dann einmal erreichen, daß kein Weib mehr ein anderes deswegen verachtet, weil es Mutter ist, dann müssen sie die Genugtuung fühlen, daß ihr Werben und Kämpfen nicht umsonst war, wie sie selbst Zeugnis dafür sein sollten, daß die herrlichen Frauen der Romantik nicht umsonst die Vorbilder freier, schöner Weiblichkeit waren.

Seit ganz kurzem aber beobachten wir die ersten Atemzüge einer neuen Bewegung, die vielleicht berufen sein wird, das höchste anarchistische Ideal, die Selbstbestimmung des Menschen, sein stolzes Vertrauen auf die eigene Persönlichkeit zur Sehnsucht der gehorsambeherrschten Zeitgenossen zu machen. Zum erstenmale organisiert sich die Jugend gegen Autorität und Zwang, gegen Tradition und Erziehung, gegen Schule und Eltern. Die jungen Leute wollen die Häuse freibekommen von den Umschnürungen der Verbote und des Drills. Sie wollen anerkannt werden als Menschen mit eigener Sehnsucht, mit eigenem Leben, die nicht zu danken, sondern zu fordern haben. In schönem Radikalismus streben sie nach

den größten Dingen: nach Wahrheit in Empfangen und Geben, nach Freiheit in Leben und Lernen, nach Raum zum Atmen und Werden. Was in der Zeitschrift der Jugend „Der Anfang“ aus jungen Herzen nach Ausdruck drängt, das ist viel ungegorenes und manchmal bizarres Zeug, aber es ist die Sprache der Jugend, es ist das aufgeregte und den Freund der Zukünftigen heiß aufregende Bekennen heiliger, starker revolutionärer Inbrünste. Mögen Lehrer, Pfaffen und Eltern vor Entsetzen bersten, mögen sie sich mit Maulkörben bewaffnen und die Polizei herbeirufen, um das freie Wort im Munde der Jungen zu verstopfen, — es nützt nichts mehr. Der Gedanke ist stärker als das Wort, der Gedanke ist losgelassen, ihn hält nichts mehr auf. Das Problem Väter und Söhne ist gelöst, die Jugend hat es gelöst. Sie schreitet dahin über den Jammer der Alten wie der Frühling über die Dürre des Winters. Die immer und immer bewährten „Erfahrungen“ der Sechzig- und Siebzighjährigen sind um diese bereichert worden: daß die recht haben, die eine ganze Generation jünger sind, also um eine Generation Erfahrungen mehr haben. Der Kampf der Jungen ist angefacht. Er wird zum Siege führen, denn an Nachwuchs wird er nie Mangel haben, und die fröhliche Torheit, die das schöne Vorrecht der Jugend ist, wird allzeit seine gute Waffe sein.

Hier ist ein prächtiges Beispiel, wie idealistische Agitation wirkt, bis der Ursprung verwischt ist und bis plötzlich an einer Stelle, die niemand kannte, in einer Art, die niemand voraussah, ihr Segen aus der Erde quillt. Was haben die Alten nicht getan, um ihre Macht über die Jungen zu konservieren! Sie haben verboten und gestraft, geprügelt und gelogen, sie haben das Geheimnis der Menschwerdung vor den Kindern gehütet, als ob alles Seelenheil in Gefahr wäre, wenn der Junge weiß, wie das Mädels beschaf-

fen ist. Und nun stellt sich die Jugend lachend vor ihnen auf und ruft ihnen ins Gesicht: ihr braucht uns nichts zu erklären, denn wir sind längst so klug wie ihr. Ihr braucht uns nichts zu verbieten, denn wir tun doch, was wir für rocht halten. Ihr braucht uns nichts zu befehlen, denn wir gehorchen euch nicht mehr. Wir Aelteren haben das noch nicht gewagt, wie brünstig wir es auch gefühlt haben. Aber nun wollen wir uns ehrlich freuen, daß wir es bei den Jüngeren mit ansehen dürfen, und die nach uns kommen werden, wollen wir in einem Geiste aufwachsen lassen, der die Beherrschung in sich selbst hat und keine Beherrschung von außen mehr duldet.

Die Jugend, der Nachwuchs, die kommende Generation hat sich mündig erklärt. Das Alter ist nicht berechtigt, mit seinen überlebten, verknöcherten Prinzipien daran zu rütteln. Bei der Jugend ist alle Zukunft geborgen. Ihr wollen wir unsere Ideale anvertrauen. Haben wir die jungen Leute gewonnen, dann haben wir alles gewonnen: Freiheit und Kultur, Revolution und neue Menschheit. Die Jugend soll uns die Staaten zertrümmern und den Frieden aufbauen, sie soll Sozialismus und Kultur schaffen, sie soll die Erde dem Geiste und dem Menschenglück bewohnbar machen. Wir anderen müssen uns ja wohl begnügen, ihr in Dichtung und Werbung anfeuernd zuzurufen und zu gleichem Tun denen den Mund zu öffnen, in denen die geistigen Güter der Menschheit gespeichert sind.

Noch verträumen die Künstler und Kulturellen ihre Zeit in ästhetischen Zirkeln. Noch haben sie nicht begriffen, daß sie zum Volke gehören, in die Gemeinschaft aller, und daß ihr Werk erst Wert erhält, wenn es Resonanz findet im Herzen der Mitmenschen. Der Geist der Lebenden gehört an die Spitze und in die Gefolgschaft der rebellischen Jugend. Seien wir Agitatoren, bilden wir eine Jung-

mannschaft der Welt, auf daß auch unser Wort Keime lege zu neuem Geschehen und neuer Gestaltung! Verstopfen wir unsere Ohren vor den Unkenrufen träger Philister und vor den Rechenexempeln praktischer Nörgler! Rufen wir die Wahrheit unserer Ideale aus, unbekümmert um Erfahrungen und zweifelnde Erwägungen, — und wir werden eine Welt erleben, die auf Schönheit und Gemeinschaft und — fern ab von Gott und Kirche — auf religiöser Inbrust erichtet ist.

Münchener Theater.

Kürzlich machte mir jemand, der etwas vom Theater versteht, heftige Vorwürfe wegen meiner Theaterartikel im „Kain“. Die Milde meines Urteils, besonders über die Schauspieler, sei unverantwortlich, ich behandle höchstens mittelmäßige Bühnenkräfte wie wertvolle Künstler, — kurz und gut, ich propagiere schlechtes Theater. Das sei umso ärger, als die Kritiker der Münchener Tageszeitungen durchweg ohne Ahnung vom Wesen der Bühnenkunst seien, weder Drama noch Mimen zu beurteilen wissen, und somit die größte Kunststadt Süddeutschlands durch das Verschulden derer, die acht zu geben haben — also auch mein Verschulden — immer hoffnungsloser in trübster Provinztheaterei verkomme.

Ich hätte diese herben Vorwürfe lächelnd ad notam nehmen können in dem überlegenen Bewußtsein, daß mein kritisches Gewissen rein ist von Schuld, — wenn ich nicht zugeben müßte, daß der Mann nicht ganz unrecht hat. Es ist schon wahr, daß die Bilanz eines Münchener Theaterjahres ein geradezu klägliches Bild bietet, und daß die völlige Entwöhnung von anständiger Kunst den kritischen Blick auch dessen trübt, der in ehrlichem Willen bereit ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und zu benennen, wie sie heißen. Habe ich also meinem Kritiker gegenüber im persönlichen Gespräch heftig bestritten, daß das Theater in München schlechter sei, als ich es mache — wer ließe sich am Trinktisch ins Unrecht setzen! —, so fühle ich doch in der öffentlichen Diskussion das Bedürfnis, zuzugeben: der Stand der Bühnenkunst in München, im großen und ganzen, ist unter dem Luder, und tut die Tageskritik gar nichts, um zu bessern und alles, um die Direktoren in ihrer Mangelhaftigkeit zu bestärken, so habe ich bisher zu wenig getan, um dem Publikum über die wahre Beschaffenheit der Dinge die Augen aufzureißen.

Freilich darf ich mir wohl zugute halten, daß ich hier von Anfang an sauber unterschieden habe zwischen den Leistungen der Münchener Bühnen, und daß ich mich nie geniert habe, den verehrten Kollegen von der Tagespresse, wenn sie mir gar zu dumm urteilten, gehörig übers Maul zu fahren. Da es aber jedenfalls angenehmer ist, Lob auszuteilen, als zu schimpfen, so wird es begreiflich sein, daß ich manchmal vergaß, Münchens Anspruch, als Kunststadt zu gelten, in Betracht zu ziehen, und das Mittelmaß für voll nahm.

Solange das Hof- und Residenztheater noch wirklich an der Spitze marschierte, war es leicht, die Spreu vom Weizen zu scheiden. Aber der nunmehr zum Generalintendanten avancierte und endgültig befestigte Herr v. Franckenstein hat bisher nichts getan, was weiterhin veranlassen kann, sein Theater vor den anderen herauszuheben. Sein Repertoire ist mehr als dürftig, seine besten Schauspieler (z. B. Waldau) läßt er tatenlos herumlaufen, wichtige Inszenierungen läßt er von pedantischen Philologen besorgen, da er doch über einen der besten Regisseure verfügt, die in Deutschland zu finden sind (über Dr. Kilians neue „Faust“ (aufs Auge) - Einstudierung reden wir noch!) und zum Engagement der notwendigsten fehlenden Kräfte — das Gretchen kann am Münchener Hoftheater schlechterdings nicht besetzt werden — entschließt er sich nicht. Die Zeitungsreferenten aber kritisieren schlecht und recht die Stücke, die ihnen vorgesetzt werden, wobei sie die Zahl der Hervorrufe als Kriterium des literarischen Wertes ansetzen, und finden die schauspielerischen Leistungen in wahlloser Zufriedenheit schön und gut. Die Herren A., B., C. und D. und die Damen X., Y. und Z. füllten ihre Posten vollkommen aus, — so geht es in allen Varianten durch jede Münchener Theaterkritik. Da wird man eben selbst träge und abgestumpft und verliert die Lust, sich scheel ansehen zu lassen, weil man in all der gefälligen Bewunderung immer wieder der Stänkerer und Miesmacher ist.

Im Schauspielhaus gab es eine Komödie von Georg Hirschfeld: „Rösickes Geist“. Um des Autors guten literarischen Namens willen soll von dem Stück geredet werden. Rösicke hat seine Frau sitzen lassen, ist nach China gegangen, hat nie was von sich hören lassen und ist darnach als verschollen und tot erklärt worden. Frau Rösicke hat einen braven Uhrmacher geheiratet und von dem ein Kind gekriegt. Elimar Krusch (der Uhrmacher) hat einen Freund, Salzwedel, der bei dem Ehepaar wohnt. Der ist Spiritist, Redakteur und verbummeltes Genie. Eines Tages kriegt Frau Grete Krusch einen Brief von ihrem verschollenen Rösicke, der seine Ankunft anzeigt. Sie vertraut sich Salzwedel an, und der bestimmt, daß Rösicke aus der

vierten Dimension herniedersteigen werde. Aber Grete denkt realer und empfängt den leibhaftigen Rösicke im Uhrenladen. Erusch kommt angeheitert hinzu, freundet sich mit dem Unbekannten an, wird, als er merkt, wer sich da für seine Frau interessiert, sentimental, fügt sich dann aber ins Unvermeidliche, und läßt Grete mit Rösicke mit freundlichem „Na, laßt's Euch jut jehnl" von dannen ziehen. Das ist alles — zum Schwank zu anspruchsvoll, zum literarischen Lustspiel zu dünnbeinig: also Komödie. Schade. Hätte Hirschfeld das Ding auf Salzwedels Theorie, daß Rösicke Rösickes Geist sei, aufgebaut, wäre der Berliner Junge von seiner Grete und von Krusch als überirdische Erscheinung betrachtet und behandelt worden, dann hätte ein sehr lustiges Stückchen aus dem Einfall werden können. So wars nichts Halbes und nichts Ganzes. — Ueber die Aufführung breitet man am besten den Mantel verzeihender Nächstenliebe. Siegfried Raabe ist immer derselbe. Daß er es auch als Uhrmacher Krusch war, kam zufällig der Rolle zugute. Außer ihm gefiel mir nur noch Friedrich Carl Pepler, der dem Spiritisten Salzwedel eine sehr fidele Note gab. Ob aber der Darsteller des Rösicke oder die Darstellerin der Frau Grete am Mißlingen der Aufführung den größeren Anteil hat, wird sich schwer entscheiden lassen. Daß die Herrschaften den Berliner Dialekt nicht können, enthebt sie doch noch nicht der Verpflichtung, ihre Rollen wenigstens andeutungsweise zu charakterisieren.

Direktor Ziegel hat inzwischen durch die Aufführung zweier Stücke bewiesen, daß es doch nicht sein Ehrgeiz ist, bei der Auswahl des Repertoires für die Münchener Kammerspiele mit dem Schauspielhause am gleichen Strange zu ziehen. Hoffentlich bleibt ihm die Einsicht treu, daß es besser ist, mit anständiger Literatur Geschäfte zu machen, als für Dreck draufzahlen. Es ist ein Irrtum der meisten Theaterfachleute, zu glauben, daß das Publikum für gute Stücke kein Interesse hat. Allerdings müssen sie auch gut herausgebracht werden.

„Die Wölfe" von Romain Rolland der deutschen Bühne zugeführt zu haben, ist Wilhelm Herzog als Verdienst anzurechnen. Dieses Revolutionsdrama hat Kraft und Atem, Leidenschaft und aufregende Handlung. Der Dreyfußhandel nach Mainz ins Jahr 1793 verlegt — das ist sein Inhalt. Statt des Juden ist es der Aristokrat, der sich seinen revolutionären Mitkämpfern verdächtig macht. Die Antipathie, der der Kommandant d'Oyron im eigenen Lager begegnet, und der Haß seiner früheren Angehörigen, des Adels, gegen den Abtrünnigen arbeiten einander in die Hände. Ein Spion mit Briefen d'Oyrons an den König von Preußen wird von den Jakobinern aufgegriffen und der Verräter, obwohl er seine Unschuld beteuert, zum

Tode verurteilt. Der ehemalige Akademiker, Kommandant Teulier, holt indessen aus dem gefangenen Bauernspion das Geständnis heraus, daß die Briefe von den Adligen gefälscht waren, um d'Oyron zu verderben. Aber des Aristokraten gehässigster Feind unter den Kommandanten, der frühere Schweineschlichter Verrat, bringt die Beweise von d'Oyrons Unschuld an sich. Teulier klagt ihn an, sie unterschlagen zu haben. Inzwischen führt der populäre Verrat seine Mannschaft in die Schlacht und zum Sieg, und als er rauchgeschwärzt und blutbespritzt im Triumph zurückkehrt und Teulier Bede stehen soll, da reißt er den Rock auf, weist auf seine Wunden, und die Menge jubelt ihm zu. Während Teulier ergriffen wird, um vors Tribunal gestellt zu werden, verrichtet unter dem Fenster des Saales, in dem die ganze Handlung vor sich geht, die Guillotine ihre Arbeit an dem unschuldigen d'Oyron. Die Szenen dieses erregenden Stückes sind mit großer Bühnenklugheit gestaltet, die Charaktere sind scharf gegeneinander abgegrenzt. Es gibt Auftritte von mächtiger erschütternder Wirkung, so besonders das nächtliche Gespräch zwischen dem ehrenhaften Gelehrten Teulier, dem d'Oyron selbst in der Seele zuwider ist, dem aber die Gerechtigkeit höchste sittliche Forderung ist, und dem alten gichtbrüchigen Kommissär des Konvents, Quesnel, dem das Interesse der Revolution und also das Wohl des Volkes noch mehr gilt als Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieses Drama, bei guter Darstellung gut inszeniert, muß einen ganz tiefen Eindruck machen.

Leider stand die Aufführung in den Kammerspielen durchaus nicht auf der Höhe ihrer Anforderung. Leidenschaft und Erhitzung wurde durch temperamentlose Brüllerei ersetzt, bei der die Stimmen überschnapten und wichtige Strecken des Dialogs verloren gingen. Ueberragend war keine einzige Leistung. — Die Münchener Theaterkritik wußte mit dem Stück gar nichts anzufangen, von einer erfreulichen Ausnahme (Eisner) abgesehen. Man nahm die Sache von der neckischen Seite und bemängelte, daß von Romain Rolland, dessen Namen die Herren zum ersten Mal gehört zu haben scheinen, keine Frauenrollen vorgesehen sind.

Der begrenzte Raum dieser Blätter gestattet mir nicht mehr, auf Adolf Pauls neues Lustspiel „Die Teufelskirche“ mit der Ausführlichkeit einzugehen, die dem Wert des Werkes gemäß wäre. Es ist die Arbeit eines wirklichen Dichters, die Paul da geschaffen hat, wenn ihm auch die Lösung seiner Aufgabe nicht völlig gelungen ist. Der Vorwurf ist überaus kühn. Aber die äußerliche Disposition des Stückes — der Streit der Bauern, wo die neue Kirche stehen soll, die Entscheidung des Pfarrers, der Asmus' zentral gelegenes Grundstück auswählt, das fromme

Drängen der Frau Ane und dann, nachdem der Teufel-Kessel-flicker sie verführt hat, ihre unfromme Selbstsucht, das Feuer in Asmus' Hause, die Schenkung seines Grundstückes an den Pfarrer und die Heuchelei des reichen Bauern —, all diese den Inhalt des Stückes umrahmenden Umstände drängen den eigentlichen ethischen Fonds des Werkes zu sehr in den Hintergrund. Der beruht auf dem Spiel des Teufels mit dem Pfarrer, auf den Schlichen, mit dem der Böse seinen Wunsch, die Kirche aus seiner Höllenmacht zu bauen, zum Ziel führt, der Umstrickung der Pfarrersseele durch Anes sinnliche Reize, der Wette des Teufels mit dem Geistlichen, er, Satan, werde die Kirche errichten, aber der Pfarrer werde Gott selbst daraus verbannen und dann mitsamt der Gemeinde der Hölle verfallen sein, und auf der Art, wie Satan die Wette gewinnt. Daß sich schließlich der ganze Verlauf der Dinge als Traum des dummen Bauern Asmus enthüllt, ist ein etwas billiger Notbehelf des Dichters, der aber durch den guten Witz entschuldbar wird, daß der Teufel zum Schluß als der sehr irdische Kessel-flicker das Haus der Frau Ane verläßt, daß also der Teil des Dramas, der die Frau in ihrer Ehepflicht schwach werden läßt, sich als Wirklichkeit erweist. Die gesamte Komposition des Lustspiels hat großen Zug. Adolf Paul hat seinem bisherigen Werk durch die Dramatisierung der alten Sage von der Teufelskirche eine schöne Leistung hinzugefügt.

In der Aufführung gab Erich Ziegel als Teufel und Kessel-flicker bei weitem das Beste. Er war ein kluger Intrigant, der die Uebertreibung des Diabolischen angenehm vermied. Stahl-Nachbaurs Pfarrer war in seiner lutherischen würdigen Milde passabel. Warum man sich aber für die Ane einen auswärtigen Gast verschrieb, der weder durch äußerliche Reize noch durch mehr als durchschnittliche Charakterisierungskunst auffiel, ist nicht einzusehen. Die Rolle hätte aus dem ständigen Personal der Kammerspiele besser besetzt werden können.

Zwischendurch gab es dort ein neues Gastspiel von Harry Waiden, der sich ein italienisches Konversationslustspiel „Der häßliche Ferante“ zu einer virtuoson Paradeleistung ausgesucht hatte. Ueber das geschwätziges Stück ist kein Wort zu verlieren: wie alle diese Dinger albern und zum Schluß sentimental Waiden entschloß sich nicht dazu, der Titelrolle durch An-schminken einer häßlichen Maske gerecht zu werden. Er machte sich rothaarig und blieb dabei so verführerisch wie immer. Daß er dadurch das Stück auch noch um das letzte bißchen Sinn brachte, war nicht sehr wichtig. Er ist ein brillanter Schauspieler und konnte sich als Meister der Sprechtechnik wieder einmal bewundern lassen. Neben ihm war auch in dieser Aufführung Frl. Serda als Dast dick gedruckt. Die Dame zeigte auch

hier keinen Anlaß, sich dieser Ziegeischen Acquisition überschwänglich zu freuen. Dagegen überraschte Frä. Anny Balder in der Rolle einer jungen Sängerin durch großen Charme and erquickliche Natürlichkeit. So brachte also dieses Zwischen- und Gastspiel dem Theaterfreunde doch noch sein Gutes.

Ueber Dr. Kilians neue „Faust“ - (aufs Auge-)Einstudierung im Hoftheater reden wir noch!

Bemerkungen.

Personalia. Der fünfzigste Geburtstag des Dichters Karl Henckell gibt willkommene Gelegenheit, ihm Dank und Glückwunsch zu sagen. Er gehört zu denen, die um die Wende des letzten Jahrzehnts im vorigen Jahrhundert ins Horn stießen, um das seit zwanzig Jahren in Siegerhochmut, Gründerwahn und Dekorationsanbetung befangene Deutschland zu neuem Kampf, neuer Kultur, neuer Sehnsucht zu wecken. Henckells Ausdrucksform war von jeher und ist das Gedicht. Er ist reiner Lyriker, ist es so sehr, daß er seine Selbstbiographie mit den Worten beginnen kann: „Mein Leben ist das Buch, das du aufschlägst, wenn du in meinen Liedern und Gedichten lesen willst.“ Dies Buch aber erzählt nicht von salbentruerkener Prinzhlichkeit, sondern von warmem Erleben, von Menschengemeinschaft und Weltverknüpftheit. Karl Henckell braucht seine Leier als Spiegel und Waffe. Er weiß von sozialen Nöten und ringt um soziale Befreiung. Seine „Amselrufe“, seine „Trutznachtigall“ waren uns Jüngeren Erlebnisse, die befruchtet haben, seine Gefühls- und Naturlyrik ist uns Freude und Ansporn. Wer sich dem feinen klugen Dichter, und der unerschrockenen, geraden Persönlichkeit nähern will, der greife zu den „Hundert Gedichten“, die sein Verlag (Hesse u. Becker, Leipzig) eben erscheinen läßt. Ein ganz kleines Heftchen, aber voll Schönheit und Menschengüte.

Einen sehr schmerzlichen Verlust hat die deutsche Literatur in diesen Tagen erlitten. 43jährig starb in Meran Christian Morgenstern, dieser unendlich liebenswürdige ironische Melancholiker. Seine Hinterlassenschaft ist ärmlich an Umfang, aber köstlich reich an Geist, Anmut und wehmütigem Humor. Morgenstern war ein Meister der Form, aber nie war er Formalist. Seine Uebersetzungen aus fremden (hauptsächlich nordischen) Sprachen geben Zeugnis davon. Seine eigene schwerblütige Lyrik zeigt ihn (der Theosoph war) als den bohrenden Grübler über mystischen Erlebnissen. Die Verse aber, die ihn populär gemacht haben, seine lieben, prächtigen „Galgelieder“ und „Palmström“-Gedichte, diese barocken Phantasien und Witzgebilde, sie sollen uns noch oft heiter stimmen:

nicht als burlesker Bierulk. wie harmlose Philistrosität sie empfinden mag, sondern als das, was sie sind, als käme faustisch maskierte Kinder der nachdenklichen Muse eines sehnsuchtsvollen und allerfüllten wahrhaften Dichters.

Am 5. April begruben wir auf dem Waldfriedhof den völlig vollendeten Senior der deutschen Literatur: Paul Heyse. Aber nicht allein dem verblichenen Dichter gaben wir das Geleit zur letzten Ruhe, sondern mit ihm einem entschwundenen Zeitalter, einer Generation, die weit, weit hinter uns liegt. Heyse hat das eigenartige Schicksal erfahren, mit sehenden Augen den Untergang seiner Zeit und seines Ruhms zu erleben und dann doch noch dabei zu sein, wie er wieder auferstand und seinen sicheren Platz in der Literaturgeschichte erhielt. Als 1889 in Berlin Heinrich und Julius Hart ihre „Kritischen Waffengänge“, als Harden, Brahm, Schleuther die „freie Bühne“ schufen, als in München M. G. Conrad die Fahne der Moderne entfaltete, um dem physiognomielosen Eklektizismus dreier trostloser Literaturjahrzehnte den Hals umzudrehen, da war Paul Heyse Mittelpunkt und Ziel aller Angriffe. Geibel war 1884 gestorben. Ihn könnte der Zorn der jungen Stürmer nicht mehr erreichen. Die Großen aus der Mitte des Jahrhunderts standen außerhalb der Schußlinie: Hebbel tot, ohne noch seine Stätte im Herzen der Deutschen gefunden zu haben, Keller in Zürich, unbekümmert um den Lärm des Tages. Die übrigen, die Greif, Lorm, Lingg usw. nicht prominent genug und dabei zu wenig kämpferisch, um die Pfeile gegen sie zu richten. Heyse aber ragte über ihnen, ein Programm, ein Symbol, und selbst ein Kämpfer, ein intoleranter, hassender, seinen Posten grimmig verteidigender starker Kerl. Auf den prasselte alles hernieder. Man bestritt ihm seine Position, seine Ehren, seine Legitimation als Dichter. — Mit Unrecht. Denn Heyse war ein Dichter. Wohl keiner der Großen, aber ein sauberer Geist, ein glänzender Stilist, ein kluger Gestalter. Von seinen Dramen zwar ist nicht zu reden. Seine Gedichte sind elegant und formsicher. Auch ihnen wird kaum ewiges Leben zuteil sein. Aber seine Uebersetzungen italienischer Dichter (Leopardi!) und seine Novellen werden Bestand haben. In ihnen wird er länger währen, als manche, die das „jüngste Deutschland“ gegen ihn aufstellte (Heiberg, Kretzer — wo sind sie geblieben?). Heyse faßte in seinen Novellen große Probleme an. Erotisch gefärbt, wenn auch moralisierend, so stehen sie vor meiner Erinnerung. Ihre Sprache ist gediegen und klar, ihr Platz im Novellenschatz der deutschen Dichtung ist gesichert. — Erst seit den letzten Jahren wird Heyse wieder die Gerechtigkeit zuteil, die er bis ins Alter für Ibsen, den er als Vater des verhaßten Naturalismus eifernd bekämpfte, nicht aufbringen konnte. Nun hat sein

Tod eine Zeitepoche abgeschlossen, zu der wir innerlich kaum mehr Beziehungen haben. Spätklassizismus kann man sie nennen, oder auch — Klassizismus aus zweiter Hand. Das Wort, das Ludwig Fulda dem Freunde in den Sarg zurief, wir dürfen es aufnehmen: „Letzter deutscher Hellene!“ So stehen wir Paul Heyse gegenüber — verehrend und fremd.

Madame Caillaux. Wollen wir nicht zunächst einmal den Hut abnehmen vor dieser Frau? Dann können wir weiterreden. Es ist ja wahr: man soll nicht töten. Man kriegt Zuchthaus und Gewissensbisse, und dereinst im Jenseits soll man ja auch die größten Unannehmlichkeiten zu gewärtigen haben. Da hingegen mein Moralbewußtsein weder in Paragraphen noch in Kirchengebote gegliedert ist, so kann ich nicht umhin, die Tat der Pariser Finanzministersgattin Caillaux anständiger, sittlicher und ehrenvoller zu finden als den Anlaß, den ihr Herr Gaston Calmette, Direktor des „Figaro“, zu dieser Tat gegeben hat. Darüber, daß ein politischer Redakteur den gegnerischen Politiker bekämpft, meinestwegen mit groben Injurien belegt und vor der Oeffentlichkeit lächerlich und dumm macht, kann man hingehen, weil es allgemein widerlicher Brauch ist, und weil sich längst niemand mehr etwas draus macht. Schnuppert aber der Zeilenschmierer im Privat- und zumal im Sexualleben der anderen herum, zerrt er Bettgeheimnisse vor die Leute, dann hört der öffentliche Kampf überhaupt auf. dann beginnt das Faustrecht in Geltung zu treten. Herr Calmette tat den Schritt von der Arena ins Boudoir. Er benutzte die Rachsucht der ersten Frau Caillaux gegen den geschiedenen Gatten, erhielt über die Hintertreppe Privatbriefe und druckte deren einen, in dem nicht bloß sein Gegner, sondern auch dessen Frau gesellschaftlich kompromittiert wurde. Damit machte sich Calmette zum Revolverjournalisten. Sollen wir darüber weinen, daß der Revolver gegen ihn selbst losging? Madame Caillaux erfuhr, daß es für ihren gekränkten Frauenstolz in Frankreich keine Gerechtigkeit gab (ihre Meinung, das sei eine französische Spezialität, ist irrig), und sie ging hin und tötete den Nichtkavalier, der schon mit weiteren Publikationen drohte, tötete ihn, ohne auf sich selbst, ohne auf ihren Mann und Geliebten Rücksicht zu nehmen. Liebe und Haß, Leidenschaft und Furcht. Zorn und Rechtsgefühl führten ihr die Hand. Verurteile, wer sich reiner weiß als sie!

Ulster. Contrevolution ohne Revolution — diese Formel bezeichnet die gegenwärtigen Vorgänge in Irland. Die Zeitungen melden täglich Details von Zusammenrottungen, Offizierstreiks, Volkerregungen. Ueber die Zusammenhänge der Dinge erfährt man so wenig, wie über die Ursachen der mexikanischen Revolution, von der die Blätter auch immer nur Episodisches zu berichten wissen. Da aber die Ulster-Partei konservativ ist und gegen die englischen Liberalen aufmuckt, die Irland Homerule, politische Selbständigkeit, geben wollen, so ist's ja klar, wo wieder mal die Rückständigkeit, die Verbohrtheit, die Unfreiheit zu suchen ist. Wirklich? — Es handelt sich um folgendes: Irland ist ein katholisches Land, die klerikalen Ein-

flüsse beherrschen Sitten und Meinungen. Es ist wie in Bayern. Ausgenommen ist die größte, wirtschaftlich ergiebigste, kulturell vorgeschrittenste Provinz des Landes: Ulster. Dort hat man die protestantische Frömmigkeit der Engländer und Schotten, ist puritanisch, aber bildungsfreundlich und pfaffenfeindlich. Wird Homerule (in Ulster sagt man Romerule) Gesetz, dann gibts in Irland einen eigenen bayerischen Landtag. Die letzte Weisheit aller Demokratie, die Majoritätsbestimmung, wird das Schicksal Irlands, und Ulster empfängt seine Gesetze aus den Händen vom Vatikan aus dirigierter Bauern und Kaplane. Ein Blick ins Zweikönigreich Bayern sollte doch wohl genügen, um die Erregung verständlich zu machen, mit der sich Ulsters Offiziere und Gebildete gegen dieses Freiheitsgeschenk wehren. Höchstes Ideal wird es ja wohl auch für die Ulsterer nicht sein, ihr Geschick von den Londoner Liberalen bestimmen zu lassen, die sie los sein möchten, weil Irland den großbritannischen Staatssäckel fürchterlich in Anspruch nimmt. Aber die Idee, Irland aufzuteilen, Ulster also autonom zu erklären, ist natürlich nicht diskutabel. Für so etwas haben die Analphabeten des politischen Zentralismus eine Vokabel zur Hand, die jeden derartigen Vorschlag ad absurdum führt: Kleinstaaterei.

Es ist erreicht! Sieg! Sieg! — Der stete Tropfen hat den Stein gehöhlt. Wir werden in München Kaffee trinken dürfen, soviel es uns beliebt und wann wir wollen. In der neuen Zwingerburg zwischen Ettstraße und Löwengrube ist der gewaltige Entschluß gereift. Sechs Kaffeehäuser kriegen die Nachtkonzession. Es wird eine Lust sein, in München zu leben. Die Teilnahmsäußerungen, die ich empfangen, sind nicht zu zählen. Alle Welt beklagt mich, weil ich nun nichts mehr zu schreiben wissen werde. Aber ich fürchte, alle Welt beklagt mich zu früh. Wir wollen doch erst mal abwarten, was für Einschränkungen die liebe Behörde ihrer Großmut mit auf den Weg geben wird, ehe wir den steten Tropfen auf eine andere Stelle des Steins des Anstoßes träufeln lassen. Vorerst aber laßt uns die nächtliche Kaffeetasse zur Hand nehmen und das Vordringen großstädtischer Sittenverderbnis in München mit einem freundlichen „Prosit!“ begrüßen.

Ja, es sind große Dinge im Werden, und wenn die Glocken richtig läuten, von denen man nie wissen kann, wo sie hängen, so wird uns demnächst unser Moralmentor Dr. Roth wieder verlassen und seinen Platz in dem Hause, an dem die Fleischelust keine Stätte finden konnte. — wem einräumen? Unserem alten, lange und schmerzlich vermißten und in Stuttgart überflüssig gewordenen Bittinger! Das heiße ich mir mal eine schöne und erfreuliche Abwechslung. Aber so gehts in München immer: Ob Roth, ob Bittinger, — es ist gehupft wie gesprungen, Weinstraße wie Ettstraße, Jacke wie Hose. Grundherr wie Hevde.

In kurzer Zeit erscheint im Verlage von

Paul Cassirer, Berlin:

Wüste-Krater-Wolken

Drei Gedichte

von

Erich Mühsam.

Mitteilungen über Preis, Ausstattung etc. des Buches folgen im nächsten Hefte des „Kain“. Vorbestellungen nehmen schon jetzt entgegen: **Der Verlas: Paul Cassirer, der Kain-Verlag und alle Buchhandlungen.**

In kurzer Zeit erscheint im

Kain-Verlag, München:

Die Freivermählten.

Polemische Schauspiel in drei Aufzügen

von

Erich Mühsam.

Vorbestellungen schon jetzt beim Kain-Verlag und bei allen Buchhandlungen.

Adolf Schustermann



Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24



Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis.

PHÖBUS

Monatsschrift für Aesthetik und Kritik des Theaters. Herausgeber Heinz Eckenroth

Das erste Heft ist soeben erschienen.

Abonnementspreis: vierteljährlich M. 2.—, Einzelheft M. 0.75.

Der „PHÖBUS“ ist durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag zu beziehen.

PHÖBUS-VERLAG, MÜNCHEN, BAADERSTRASSE 1a.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis I

Erste Referenzen

Von der Wüste

Gedichte von ERICH MÜHSAM

(vergriffen), sind noch einige Exemplare zum Preise von Mk. 10.— vom Verfasser, Akademiestrasse 9/II zu beziehen.

Jahrgang IV.

No. 2.

Mitte Mai 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Das grosse Morden. — Gedichte. — Münchener Theater. —
Bemerkungen: Johannes Holzmann. — Der Bürgermeister von
Köslin. — Größenwahnfried. — Gedenktage.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

„ „ II 1912|13

„ „ III 1913|14

à 3 Mark.

Die Wüste • Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam.

✻ Preis Mk. 10.— ✻ ✻ Preis Mk. 2.— ✻

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

**Freunden des Kain sei nahegelegt, die
Probefbände an Bekannte zu empfehlen !**

DIE HOCHSTAPLER

Lustspiel von ERICH MÜHSAM

Preis Mk. 2. —

Jahrgang IV.
No. 2.

München,
Mitte Mai 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Das grosse Morden.

Immer wieder überraschen einen die Mitmenschen — selbst solche, die die Bezirke geistiger Lebendigkeit bewohnen — mit ernsthaft gemeinten Gegengründen gegen die Forderungen der selbstverständlichsten Menschlichkeit. Immer wieder sagt man den Spruch auf, daß es doch wohl natürlich wäre, wenn die Menschen einander hülfe und versuchten, im Frieden nach innen und außen Gerechtigkeit zwischen Arbeit und Verbrauch zu schaffen, und immer wieder begegnet einem das überlegene mitleidsvolle Lächeln der Weltklugheit, die Krieg und Spionage, Ausbeutung und Unterdrückung als gottgewollte, schöne und gute Notwendigkeiten zu verteidigen weiß. Man schämt sich allmählich vor sich selbst, immer und immer wieder den moralischen Gemeinplatz aussprechen zu müssen, daß Krieg schlecht und häßlich, Friede gut, natürlich und notwendig ist. Aber wir wollen noch tausendmal die Gründe der anderen widerlegen, um vor der Nachwelt nicht in der lächerlichen Haltung solcher dazustehen, die vor Dummheit und Herzenskälte resignieren und kapitulieren.

In diesem Zeitalter raffiniertester technischer Zivilisation gibt es für den Erfindungsgeist immer noch keine höheren Aufgaben als die Vervollkommnung der kriegerischen Mordinstrumente. Wessen Gewehre und Kanonen am weitesten schießen, am schnellsten laden, am sichersten treffen, der hat den Kranz. Das Scheußliche und das Groteske gehen Hand in Hand durchs zwanzigste Jahrhundert und rufen die Völker auf zur Bewunderung der Weltvollkommenheit.

So sieht unsere Kultur heute aus: Hunderttausende junger arbeits- und zeugungsfähiger Männer werden aus ihrer Beschäftigung gerissen, in komischbunte Gleichtracht gekleidet, mit blanken Knöpfen, goldblechbeschlagenen metallenen Kopfbedeckungen und nummerierten Achselbeschlägen. An der Seite hängt ihnen ein langes Messer, scharf geschliffen, zum Stechen so geeignet wie zum Hauen. Ueber der Schulter tragen sie ein Schießgewehr, aus dessen Lauf sie oftmals hintereinander Geschoße jagen können, geeignet auf große Entfernungen Menschen zu durchbohren, mit einer Durchschlagskraft, daß gleich zwei hintereinander davon getötet werden können. Der Griff der Waffen aber ist schwer und wuchtig. Er dient zum Zertrümmern von Menschenschädeln. Vor den Nabel ist diesen Leuten ein Täschchen gebunden, das noch viele Geschoße enthält, für den Fall, daß die im Gewehrlauf ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Ihre Tätigkeit besteht im jahrelangen Einüben in die Benützung der bezeichneten Gegenstände für den Bedarfsfall. In den Höfen der Häuser, in denen sie zu hunderten zusammen wohnen müssen, stehen aus Holz gefertigte, menschenähnliche Soldatpuppen. Die Phantasie der Kriegseleven wird dazu geschult, in diesen Puppen lebendige Ebenbilder Gottes zu erblicken, und dann müssen sie darauf schießen. Außerdem aber werden sie erzogen, ande-

ren Leuten, zu denen sie im gewöhnlichen Leben gar keine Beziehungen haben, blinden Gehorsam zu leisten. Um sie daran zu gewöhnen, werden ihnen Aufgaben gestellt, denen ein erkennbarer praktischer Zweck überhaupt nicht innewohnt. Z. B. müssen sie oft, wenn sie in Gruppen angeordnet zum Gehen aufgefordert werden, alle gleichzeitig das Knie bis vor den Bauch hochheben, alsdann die Zehenspitze weit vorwärts schleudern und den Fuß mit lautem Klappen auf den Boden schlagen, und so immer abwechselnd mit dem linken und dem rechten Bein verfahren. Den Vorgesetzten müssen sie besondere Ehren erweisen, wozu ihnen je nach der Situation das Gewehr, die Kopfbekleidung oder die Hosennaht behilflich ist. Aber ihr Gruß gilt nicht der Person des Vorgesetzten sondern dessen Kleidern, die mit noch mehr Goldblech verziert sind als die eigenen.

Die Bezahlung dieser Dinge muß das Volk mit einem riesigen Prozentsatz seines Arbeitsertrags leisten, und so groß sind bereits die Anforderungen an die Steuerkraft der Menschen, daß seit Jahren kein Aufhören der Wirtschaftskrisen mehr ist, und die Folgen dieser Krisen sind Arbeitslosigkeit und Geburtenrückgang, aus denen wiederum verminderte Leistungsfähigkeit des Volkes und mithin — da die Forderungen des Militarismus sich nicht reduzieren, sondern ständig steigern — Erzeugung und Permanenz weiterer, immer ärgerer Krisen resultiert.

Der Wert dieser Opfer an Eigenwillen und Volkskraft wird sich jedoch erweisen, wenn eines Tages die Kriegsfahne entrollt wird. Dann wird der Begeisterung in allem Volk kein Ende sein. Dann wird sich dieses Bild entfalten: Zu denen, die gerade in den Kasernen zum Kriege gedrillt werden, treten die noch leistungsfähigen früheren Soldaten hinzu und die jungen Leute, die eigentlich noch auf ihre Schulung warten sollten. Junge Gatten und Väter werden aus

dem Hause ihrer Hoffnungen geholt. Die Söhne müssen hinaus ins Feld der Ehre. Studenten, Lernende aller Berufe müssen ihre Entwicklung abbrechen, um am Kriege teilzunehmen, dessen Gründe sie nicht können und nicht erfahren, die auch mit ihren Interessen nichts zu tun haben. Nicht freiwillig gehen sie hinaus in Gefahr und Tod, sondern gezwungen und ohne Wahl. Weigerung wäre Tod.

Und nun kommt Bewegung in das Heer, dessen Gesamtstärke etliche Millionen Menschen beträgt. Die einzelnen Abteilungen suchen die Grenze des Landes zu erreichen, mit dessen Armee die Kämpfe zu führen sind. Im eigenen Lande schon herrscht Trauer und Verzweiflung. Die Mütter, die Frauen und Mädchen jammern den Männern und Söhnen nach. Die Saaten werden von Pferden und Menschen zerstampft, aller Handel, alle Produktion stockt, die Nahrungsmittel werden schlecht und unerschwinglich teuer, Krankheiten breiten sich aus, das Elend meldet sich überall.

Soll ich schildern, was weiter geschieht? Brauchte ich nicht Stunden und Stunden, um all das Gräßliche aufzuzählen, das das Wesen des Krieges ausmacht? Denkt an die Schilderungen derer, die solche Heldenzüge mitgemacht haben. Denkt daran, daß Städte umzingelt und ausgehungert werden, wobei hunderte und hunderte Hungers sterben, denkt an den Sturm auf die Städte, wie sie in Brand geschossen werden und Kinder, Frauen, Greise, Kranke und Krüppel ihr Leben lassen müssen — fürs Vaterland! Denkt an die Eroberungen der Städte, wie die Soldaten, wochenlang keiner Schürze nah, sich mit geilen Nerven auf die fremden Frauen stürzen. Denkt an die innere Verwilderung des Einzelnen, der in ununterbrochener Angst um das eigene Leben täglich Sterbende und Leichen sieht, dem schon dadurch alle Raubtierinstinkte wach werden, und dem noch dazu

stündlich gelehrt wird, daß das Umbringen von Menschen Tapferkeit sei. Und denkt an die Schlachten in den modernen Kriegen selbst! Wo ist da noch etwas von persönlichem Heldenmut! Wie maschinell und untapfer wird heutzutage gekämpft! Aus verdeckten Gräben schießt man aus Kanonenläufen und Maschinengewehren auf die Stelle, wo man den Feind vermutet, läßt Sprengstoffe explodieren und wird selbst von Granatsplittern zerrissen, ohne zu sehen, woher der Mord geschickt ist. Der Kampf von Unsichtbaren gegen Unsichtbare — ist das nicht der furchtbarste Hohn auf alle Menschenwürde?

Aber unter den Lesern selbst dieser Zeilen sind genug, denen ich mit meinem leidenschaftlichen Haß gegen den Krieg kindlich und dumm vorkomme, solche, die gegen Einrichtungen und Gebräuche keinen Haß kennen, weil sie abgeklärt sind und das Leben zu beurteilen wissen. Sie sagen einfach, daß der Militärdrill eine gesunde Körperausbildung ist, und für die Einsicht, daß Körperübungen, die erzwungen und unter Abtötung der eigenen Willensbestimmungen vorgenommen werden, niemals gesund sein können, haben sie kein Gefühl. Sie sagen, daß die Natur Seuchen über die Menschheit schicke, die mehr Opfer fordern, als die blutigsten Kriege, und daß Kriege ebenso weise Maßnahmen der Natur seien wie Krankheiten, bestimmt, die von Blut und Kraft übermäßig strotzenden Völker wohlthätig zur Ader zu lassen. Wie kommen denn diese Logiker dazu, jeden Fortschritt der Wissenschaft zu bejubeln, der die Bezwingung einer Epidemie bewirkt? Wer den Krieg mit solchen Argumenten verteidigt, hat kein Recht, die Zurückdrängung von Pest- und Choleraseuchen, die Erfindung von Serum, Salvarsan, Mesothorium als Siege der Menschheit zu feiern. Was den Menschen recht ist, sollte doch wohl dem lieben Gott billig sein. Entweder wollen wir die schicksalsgewollten Auskehrun-

gen unter den Menschen willig tragen, dann ist der Kampf gegen die Bakterien eine Heuchelei, oder wir wollen uns gegen verheerendes Unglück schützen, dann müssen wir den Krieg verhüten, wie jede andere Pest.

Aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Völker bedingen Kriege. Wenn ein Land seine Leute nicht mehr füttern kann, muß es dem Nachbarn Aecker wegnehmen. Schwindel. Seit der Kapitalismus die Welt beherrscht, ist noch fast jeder Krieg vom Reichen gegen den Armen geführt worden. Der Große saugt dem Kleinen das Blut aus. Es ist mit den Staaten genau so wie mit den Einzelnen. Die Machtanhäufung wird von keinem Bedürfnis bestimmt, sondern ist Selbstzweck, wie die Ansammlung von Kapitalien, deren Ertrag niemandem zunutze kommt, für die modernen Geldmagnaten Selbstzweck ist. Die Machtanhäufung der Staaten aber, um derentwillen Kriege geführt werden, ist in Wahrheit Kapitalsanhäufung bei einzelnen Kapitalisten. Die anderen haben Leben, Habe, Arbeit, Hoffnung und Glück zum Opfer zu bringen wie die Kleinstaaten Selbständigkeit, Nationalbesitz und Volksart. Das Kreuz Christi aber, der Name Gottes, die Postulate der Gerechtigkeit und Sittlichkeit liefern allemal das Glockengeläute, unter dem die Kanonen zum Kriege geladen werden.

Ein Musterbeispiel für die Art, wie gewissenlose Habgier Kriege inszeniert, liefern gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika, repräsentiert in dem würdigen, pazifistisch geschminkten Präsidenten Wilson, Professor und sozial aufgeklärten Schriftsteller.

Das Land Mexiko steckt seit Jahren in hellem inneren Aufruhr. Die infamen Landgesetze des Porfirio Diaz (vgl. „Kain“ I, 2) trieben die Leidenschaften hoch, und in höchst wechselvollen Kämpfen,

die die Bebelln mehrmals dem Siege nahebrachten, mußten sie es immer wieder erleben, daß sie ihre Waffen gegen den Verrat der eigenen Führer wenden mußten, die die Revolution zum Vorwand ihrer persönlichen ehrgeizigen Ziele machten. Was für eine Sorte Führer die Rebellengeneräle Villa und Carranza sind, läßt sich von Europa aus schwer erkennen. Die Tatsache aber, daß sie sich das wohlwollende Augenzwinkern der Vereinigten Staaten in ihrem Kampf gegen den demokratischen Despoten Huerta gefallen ließen, läßt sie wenig vertrauenswürdig erscheinen. Jetzt zeigt sich ja, was die biederen Volksbeglucker Wilson und Bryan mit ihrer Rebellenfreundlichkeit bezweckt haben: die völlige Verwirrung, im Lande um leichter zum Gewaltstreich ausholen zu können.

Der Vorwand zum mexikanischen Kriege ist ebenso schimpflich wie lächerlich. Tagelang war die brennendste Frage in aller Welt, ob Huertas Schiffe die Yankeeeflotte mit 21 Schüssen begrüßen werden, ob Wilsons Kanonen ihnen antworten würden, und ob Huertas Forderung, die Salutschießerei solle abwechselnd erfolgen, angenommen oder statt dessen der Krieg ausbrechen werde. Natürlich geschah, was mit der ganzen demütigenden Albernheit bezweckt war: die Amerikaner besetzten Veracruz, brachen also — ohne Kriegserklärung, um sich die Pose als Zuchtmeister geben zu können — den Krieg vom Zaun. Selten ward solche Aktion mit so ekelhafter Heuchelei begonnen wie diese „Strafexpedition“. Die nordamerikanischen Friedensapostel vergossen Tränen der Verzweiflung, daß in ihrem Namen Blut fließen mußte, und Herr Wilson erließ eine Kundgebung an das mexikanische Volk, wonach er es nur auf den Präsidenten, beileibe nicht auf die Mexikaner abgesehen habe. Während dem machte er sich auch schon zum Herrn ihrer Städte. Daß ihm der

Raubzug nun doch etwas schwerer gemacht wird, als er es sich vorgestellt hatte, und daß er deshalb geneigt scheint, die Intervention der südamerikanischen Republiken anzunehmen, ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Mann, der europäische liberale Blätter mit menschheitbeglückenden Manifesten füllt, als Werkzeug ausbeuterischer Milliardäre in fremdes Land eingedrungen ist, um im Trüben zu fischen. Nach seiner Auslegung: um Ordnung zu schaffen, — Ordnung zu schaffen in dem Moment, wo im eigenen Lande im Staat Colorado die ihm unterstellte Soldateska blutige Schlachten gegen streikende Arbeiter führte und Frauen und Kinder unter scheußlichen Martern umkommen ließ.

Na also, höre ich meine militärentzückten Freunde triumphierend ausrufen. Hier zeigt sich wieder, wie gottgewollt und unanfechtbar die Pflege einer starken, stets kampfbereiten Armee ist. Selbst in Zeiten des Friedens muß sie bereit sein — gegen den inneren Feind!

Gedichte.*)

Erstes Buch: Die Wüste.

*Wer vermöchte in der Rätsel Gründen
zu versinken, die aus meiner Seele quellen!
Furchtbar sengen meiner Väter Sünden
meine Qual zu hohen Hexenhöllen!
Alles -was in tausendjähriger Schande
aufwuchs, muss aus meinen Süchten bluten.
Meine Seele steht in heissen Gluten,
weinend nach dem künftigen Heimatlande.
Meine Seele splittert am Gestein
dumpfer Reue der gestorbnen Sünder, —
und ihr Tod wäscht alle Frevel rein. —
Neuem Sein erstet ein neuer Kündler!*

*) In den nächsten Wochen erscheinen im Verlage von Paul Cassirer, Berlin, meine gesammelten Gedichte in einem

Zweites Buch: **Der Krater.**

Weltjammer.

*Wie sie heulen, wie sie flennen,
wie sie sich geschäftig rackern!
Leben heisst den armen Knackern
Jammern und nach Gelde rennen.
Schätze haben, meint der Reiche,
macht nicht glücklich und zufrieden.
Nur die Gründe sind verschieden,
doch die Sorge bleibt die gleiche.
Keine haben, meint der Arme,
schafft erst recht Verdruss und Trauer!
König, Dame, Magd und Bauer —
alles stöhnt, das Gott erbarme.
Ich nur lache. Grässlich öde
dückt mich Welt und Mensch und Leben.
Muss denn altes wimmern, beben ? —
Gott ist dock ein Erztragdde ! — —
Derweil ich erhaben gähne
ob dem Jammern und dem Weinen,
kugelt mir aus meinem einen
Auglein eine dicke Träne.*

Drittes Buch: **Wolken.**

(Im Bruch.)

*Fest zugeschnürt der Hosengurt.
Der Darm ist leer, der Magen knurrt.
Auf morschem Rock glänzt Fleck bei Flick.
Darunter starrt das Hemd von Dreck.
Aus Pfützen schlürft das Sohlenloch.
Wer pumpt mir noch ? Wer pumpt mir noch r
Wer pumpt mir einen Taler noch?*

Band, der den Titel führen wird: **Wüste — Krater — Wolken.**
Die Gedichte von Erich Mühsam. Das broschirierte Exemplar
wird 4,50 Mk., das gebundene 6.— Mk. kosten. Hier ist aus
jeder der drei Abteilungen des Buches eine Probe.

*Kein Geld, kein Schnaps, kein Frass, kein Weib.
In mürben Knochen kracht der Leib.
Die Nacht ist kalt. Es kratzt das Stroh.
Die Laus marschirt, es hupft der Floh.
Die Welt ist gross, der Himmel hoch.
Wer pumpt mir noch ? Wer pumpt mir noch !
Wer pumpt mir einen Taler noch ?
Noch einen einzigen Taler nur:
Für einen Schnaps, für eine Huri
Für eine Hur, für eine Braut!
Das Leben ist versaut! versaut!
Nur einen Taler! Helft mir doch!
Wer pumpt mir noch! Wer pumpt mir noch !
Wer pumpt mir einen Taler noch!*

Münchener Theater.

Durch eine Reise in Zeitnot geraten, will ich meine Betrachtung über Dr. Kilians „Faust“-Schlag ins Hoftheater noch zurückstellen. Da wir ja mindestens die nächsten zehn Jahre hindurch an diesem Fraß zu würgen haben werden, kommt mein Jammerruf wohl auch später noch zur rechten Zeit. Heute will ich einen Brief abdrucken, der, wahrscheinlich durch meine Selbstanklage im letzten Heft veranlaßt, beweist, daß ich mit meiner niedrigen Einschätzung des Münchener Theaterbetriebs doch nicht so allein dastehe, wie die ewig Zufriedenen glauben machen möchten. Um nicht in den Verdacht zu geraten, als ob ich mich vor dem Aussprechen gar zu unangenehmer Dinge drücken und die Verantwortung dafür auf einen anderen abschieben wollte, bemerke ich, daß ich mich Satz für Satz mit den Anschauungen des Briefschreibers identifiziere, dem ich hiermit das Wort erteile:

Herrn Erich Mühsam, Herausgeber des „Kain“,
München.

Die Aufführung des „Bürger Schippel“ in den Kammer-
spielen veranlaßt mich, Ihnen, verehrter Herr Mühsam, zu
sagen, wie gerade diese Vorstellung — eine der gelungen-
sten der Saison — die Armut, Dürre und Niveaulosigkeit des
Münchener Theaterlebens grell beleuchtete. Diese Aufführung
war ein Ereignis. Daß sie eins war, zeugt ebenso für Direktor
Ziegels plötzlich erwachten guten Willen (Erich Ziegel, der
alte Sommertheaterdirektor, hat halt eine Schwäche für som-

merliche Kunsttaten!) wie gegen den Willen und die Kraft der Münchener Direktoren und Regisseure. Denn Vorstellungen dieser Art dürfen in einer wirklichen Theaterstadt keine Ausnahme, sondern müssen die Regel sein. Das ist schon deshalb kein kühnes Verlangen, weil auch in dieser Vorstellung die Titel- und Hauptrolle so verkehrt und schlecht besetzt war, daß Sinn und Tendenz des Stückes darunter leiden mußte. Tragikomisch, daß Herr Ziegel diese Rolle mit sich selbst besetzt hatte und genau so tief unter der Rolle stand, wie Stück und Aufführung über dein Niveau seines Theaters! Er spielte einen proletarischen Mephisto, also einen bewußten und spekulativen Menschen, statt einen naiven Kerl, den sein dickes Blut und sein wirres Gehirn in den Bürgerstand hinauftreibt. Dem Schauspieler Ziegel, der die Regie führte, fehlte die Regie. Eine Satyre in der Satyre! Ein Spiegel des Münchener Theaters!

Was wäre in dieser rezeptiv sehr potenten Stadt aus dem Theater zu machen! Die Maler und Studenten, immer die kunstfreudigsten und auf Neues erpichtesten Vertreter einer Generation, — die vielen (produktiven und unproduktiven) Literaten, — die auf Gutes genau so wie auf Schlechtes neugierigen Fremden, endlich die Oberschicht des immerhin von dunklen Zwängen einer guten Tradition beherrschten Bürgertums, — — was wäre das für ein Publikum! Es steht heute durchweg höher als das Theater und hat nur einen großen Fehler: es liebt sein München zu sehr und sieht nicht, daß das heutige Objekt seiner Liebe kein lebendiger Organismus mehr ist, sondern eine Attrappe. München war früher mehr als eine Stadt, nämlich ein Begriff, und ist heute weniger, nämlich ein klingender Name. Das Publikum und sein dienstfertiger Mund, die Presse, müßte sich das heutige Niveau des Theaters verbitten wie eine Beleidigung. Es müßte auf seinem eigenen Niveau bestehen und das niedrigere der Theater verhöhnern und beschimpfen.

Aus den drei Theatern mit literarischen Präentionen ließe sich, so wie sie heute organisiert sind, zur Not ein einziges gutes Theater machen. Im Schauspielhaus sitzt der kaufmännische Leiter: Herr Stollberg; im Residenztheater der künstlerische: Herr Steinrück; und in den Kammerspielen ein guter Schauspieler: Herr Ziegel. Dazu ließen sich im Schauspielhaus und in den Kammerspielen etwa je fünf und im Residenztheater etwa 10 Schauspieler finden, mit denen ein künstlerisches Theater arbeiten könnte. Zuzug von außen dringendst erwünscht und notwendig! Statt dessen führt man im Schauspielhaus Schwanke in Provinzmanier auf, im Residenzthea-

ter Klassisches nach Oberlehrerart und in den Kammerspielen Vermischtes, wie es der Zufall und das Spielbedürfnis der Frau Horwitz (dieser zwar nicht schlechtesten, aber gleichgültigsten Darstellerin des Ensembles) gerade fügt. Das nenne ich künstlerische Willenlosigkeit, die zweifellos so lange dauern wird, bis die Münchener Kritik einen Kunstwillen nicht nur selbst zeigt, sondern auch von den Theatern erzwingt.

Vorläufig aber schreibt diese (in lauwarmem Gewässer des Stils, der Meinung und des Wissens schwimmende) Institution des Fremdenverkehrs über eine mäßige Schwankaufführung kaum anders wie über eine gelungene literarische Vorstellung. Nur in ein paar Zeitschriften erwachen die Bedenken gegen diese Art zu einem stillen, beschaulichen Dasein. Ich wünsche dem Münchener Theater für die allernächste Zeit einen draufgängerischen Pamphletisten und diesem einen einsichtigen Verleger und beiden einen Theaterleiter, der durch Taten das beglaubigt, was der Pamphletist gegen die Untätigen sagt.

Verehrter Herr Mühsam, ich habe Zweifel, ob München aus seinem bald zehnjährigen Theaterschlaf in abschbarer Zeit erwachen wird. Jedenfalls aber hat jeder kunstwillige Publizist die harte Pflicht, Reveille zu blasen und zu schlagen, damit denen die Ohren gellen, denen leider in der fröhlichen Bier- und Karnevalsgemütlichkeit die müden Augen zugefallen sind. Heute ist das Münchener Theater eine einheitliche Gemeinde, von kindlichem Glauben an die Mittelmäßigkeit beschützt und behütet. Damit wird es ein Ende haben, wenn eines Tages einer kommen wird, dem ein Teufel gab, zu sagen, was er darunter leidet, daß in jeder, aber auch in jeder Münchener Vorstellung Dilettanten und Mittelmäßige sich ungestraft neben Künstlern und Könnern breit machen dürfen. Diese paar Künstler haben ein Recht darauf, daß man sie nicht bloß um ein paar Nuancen mehr lobt als jene Nichtkünstler, sondern daß man deutliche Unterschiede macht, daß man ihnen die künstlerische Existenz wertvoll macht, indem man sie den anderen abspricht.

Vielleicht, verehrter Herr Mühsam, fügen Sie ihrer eigenen etwas zögernden, in den letzten Monaten Gott sei Dank kräftiger einsetzenden Aufklärungsarbeit diesen Schrei aus dem Dunkel bei, indem Sie meinen Brief abdrucken. Sie ehren dadurch vielleicht nicht nur die Theaterkunst und . . . mich, sondern auch sich selbst!

Ich verbleibe mit Dank

Ihr ergebener
A. Z.

Bemerkungen.

Johannes Holzmann. Am 28. April ist Johannes Holzmann, den viele unter seinem aus der Umkehrung des Vornamens gebildeten Pseudonym „Senna Hoy“ kannten, in der Abteilung für Geisteskranke der Moskauer Kerkerzitadelle an Lungenschwindsucht gestorben. 31 Jahre ist er alt geworden, deren letzte sieben die Nacht des russischen Gefängnisses um ihn lag, — und was das bedeutet, das haben wir erst in diesen Tagen entsetzlich deutlich zu sehen bekommen in dem erschütternden Vortrag, den Herr Ulrich Rauscher an der Hand furchtbar anklagender Lichtbildreproduktionen über das Los der politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands hielt. (Es ist zu hoffen, daß der deutsche Hilfsverein diesen Vortrag baldmöglichst als Buch herausgebe und in Massen verbreite.)

Im Jahre 1903 lernte ich Senna Hoy kennen. Er kam zu mir, zwanzigjährig, voll von Plänen, noch ganz ungeklärt und nach Idealen tastend, und forderte mich auf, einem „Bund für Menschenrechte“, den er begründet habe, beizutreten, — und zwar habe mich die Gründungsversammlung zum Vorsitzenden erwählt. Ich lehnte lachend ab, indem ich meinte, wir leben nicht mehr in der Zeit Georg Büchnets, und für mich sei der Kampf für Menschenrechte identisch mit dem des internationalen Anarchismus. Wir traten uns dann gleichwohl freundschaftlich nahe, und in der Zeitschrift „Kampf“, die Holzmann bald begründete, veröffentlichte ich gern Beiträge, die mir ihrer radikalen Tendenz wegen kein anderes Blatt abgenommen hätte. Eine gewisse Entfremdung zwischen uns trat ein, als sich Senna Hoy selbst als anarchistischer Agitator betätigte. Er war von Berlin, wo er zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt war, in die Schweiz geflüchtet und hatte in Zürich die Redaktion des „Weckruf“ übernommen. Die etwas phantastische und abenteuernde Art seines Auftretens in dieser Zeit mißfiel mir, aber was ich damals an herbem Urteil über ihn aussprach, bitte ich dem -Toten heute gern ab. Was er gelitten hat, ist mehr, als unsereiner durch alles Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit je ausgleichen kann.

Zuletzt sah ich Holzmann, als er mich kurz vor seiner Abreise nach Rußland 1907 in München besuchte. Ich riet ihm dringend ab, seinen Plan auszuführen. „Du verstehst die Sprache nicht“, sagte ich ihm, „und kennst die Verhältnisse nicht. Ich bezweifle, ob du der Revolution im geringsten nützen kannst. Wenn du erschossen oder gehängt wirst, wenn du in Sibirien verhungern mußt oder im Gefängnis zu Tode gemar-

tert wirst, so hast du es nur dir selbst zuzuschreiben." Es half nichts. Er ging, wurde bei den Straßenkämpfen in Warschau verhaftet und zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Unter den fürchterlichen Qualen dieser Strafe wurde sein Körper vernichtet, seine Lungen verfielen, und jetzt ist er gestorben, als gerade wieder eine neue Befreiungsaktion für ihn unternommen worden war. Noch in den allerletzten Wochen hatte er die Freude, einen Menschen aus dem Berliner Freundeskreise sehen zu können. Die tapfere Dichterin Else Lasker-Schüler hatte es mit zäher Energie durchgesetzt, nach Moskau zu reisen und in die Zitadelle zu Holzmann eingelassen zu werden. Ich freute mich herzlich des Grußes, den sie mir von dem sterbenskranken Gefangenen mitbrachte.

In der Kette der zaristischen Hundsföttereien ist der Fall Holzmann nur ein einzelnes Glied, von dem — da Senna Hoy auf das Risiko seiner Vernichtung hin in die Gefahren des Kampfes hineinsprang —, kein Aufhebens zu machen wäre, wenn nicht gegen die deutsche Reichsregierung der Vorwurf furchtbarer Schuld erhoben werden müßte. Der schwerkranke Mann hatte es durchgesetzt, daß er von den Aerzten als geisteskrank erklärt wurde, so daß man ihn in der Irrenabteilung der Zitadelle unterbrachte. Wahrscheinlich hatten sich ihm infolge der entsetzlichen Leiden wirklich zeitweilig die Sinne verwirrt. Auf die Intervention einiger Freunde hatte sich die russische Behörde vor einigen Monaten bereit finden lassen, Holzmann als Geisteskranken freizulassen und an die deutsche Grenze zu befördern. Auf eine Anfrage beim Auswärtigen Amt in Berlin kam jedoch die Antwort, Holzmann sei ein gefährlicher Anarchist, die deutsche Regierung lege auf seine Freilassung keinen Wert! Die weltberühmte, sprichwörtliche Brutalität des Zarismus ist hier also von der deutschen Regierung übertrumpft worden. Ein an Körper und Seele völlig zerrütteter totkranker Mensch, an dem selbst die russischen Schergen nichts mehr zu ruinieren wußten, und den sie in einer menschlichen Wallung der Sonne wiedergeben wollten, ist von der deutschen Regierung um seiner Ueberzeugung willen in die Hölle, in der er sieben Jahre unbeschreibliche Qualen durchlitten hatte, zurückgestoßen worden. Zorn und Scham sind zu tief, um nach Worten und Flüchen suchen zu mögen. Aber wir wollen es dem Volke der Denker und Dichter verbieten, sich über die Greuel des Zarismus zu empören, solange die Henker des Zaren ein Recht haben, uns zu ermahnen: Fegt vor der eignen Tür!

Der Bürgermeister von Köslin. Der Schreiber Thormann hatte Unterschlagungen begangen und wurde zu Gefängnis verurteilt. Ehe sich ihm die Kerkertore öffneten, machte sich Herr Thormann dünne. Freiheit ist ein köstlicher Besitz, zu dem in Deutschland eine Serie einwandfreier Ausweispapiere notwendig ist. Was hätte der verfolgte Schreiber mit den Thormannschen Legitimationen gewollt? Sie hätten ihn unbedingt ins Loch gebracht. So tat er, was in seiner Lage jeder Einsichtige tut, er verschaffte sich die Fleppe eines anderen. Jetzt erst beginnt die Begebenheit des Schreibers Thormann sich von anderen Angelegenheiten verfolgter Kriminalobjekte zu unterscheiden. Die meisten Delinquenten setzen sich rittlings auf die schiefe Ebene und rutschen mit fremden Papieren hinunter: schwindelnd, stehend, raubend, bis man sie erwischt, und so gründlich abstruft, daß sie für Zeit und Leben nie wieder etwas anderes werden können als Einbrecher, Polizeispitzel oder bestenfalls Hochstapler. Thormann hingegen beschloß, die schiefe Ebene hinaufzurutschen. In den Bureaux seiner Schreibertätigkeit hatte er Einblick gewonnen in den Betrieb von Kommunalverwaltungen, und als gescheiter Mensch erkannte er, daß er reichlich so gut fähig war, die Obliegenheiten höherer Städtebeamten zu erfüllen, wie die studierten Dickköpfe, die sich ihre Ämter erschwitz hatten. Das Glück spielte ihm die Legitimation eines Dr. jur. Alexander in die Hände, und nun begann die sehr bürgerliche Beamtenlaufbahn des Mannes als außerordentliches Mitglied der korrekten menschlichen Gesellschaft. Die von keiner toten Buchstabenlast beschwerte Tüchtigkeit des falschen Assessors verschaffte ihm die besten Zeugnisse und Empfehlungen, und mehrere Stadtverwaltungen machten ausgezeichnete Erfahrungen mit dem Fleiß, der Umsicht, der Ehrlichkeit und dem Gemeinsinn ihres allmählich zum Bürgermeister von Köslin aufrückenden Mitbürgers. Hätte Thormann nicht die unanständige Tölpelei begangen, sich gegen eine frühere Geliebte schäbig zu benehmen, dann wäre seine Bürgermeistertätigkeit der Stadt Köslin nur zum Wohle und nie zur Schande gediehen, und kein deutscher Kleinstädter würde bezweifeln, daß alle Weisheit und alles Verwaltungstalent nur durch Universitätsexamen zu erwerben ist. So aber ist es evident geworden, was bisher nur Skeptiker und Aufwiegler wußten, daß der tüchtige Mensch auch ohne juristische Kollégpaukereit tüchtig ist, und selbst der Verdacht steigt nun langsam in die tugendhaftesten Köpfe, daß das cum laude bestandene Assesorexamen nicht immer der letzte Ausweis überlegener Gescheitheit zu sein braucht. Thormanns Schwindelei hat somit die bedenklichste Desorganisation des staatsbürgerlichen Vertrauens heraufbeschworen. Die offiziellsten Werte sind zweifelhaft geworden. Da gibt es nur ein Mittel: Alexander, der Falsche, wird auf der schiefen Ebene umgedreht, kriegt einen Tritt in den Hintern und fährt mit all seiner Tüchtigkeit, aber mit richtiger Thormannscher Fleppe hinunter, wo es kein Aufstehen gibt. Recht muß Recht bleiben.

Größenwahnfried. La recherche de la paternité zu einer öffentlichen Volksbelustigung zu machen, war der Bayreuther Reklamegesellschaft Richard Wagners Erben, G. m. b. H., vorbehalten. Wer hat Isolden gezeugt? Franz Liszts Tochter

soll jetzt vor aller Welt schwören, ob vor 50 Jahren, als ihrer Tochter konzipiert wurde, noch Hans von Bülow als Ehemann tätig war, oder ob schon Richard Wagner durfte. Zwei Rechtsanwälte werden sich auf Betreiben des Sohnes Siegfried darüber streiten, was in Frau Cosimas jungen Jahren in ihrem Schlafzimmer passierte, und ein Richter wird im Namen des Königs von Bayern zu Recht befinden, wessen Lenden Isolde entstammt ist. Die Geschmacklosigkeit dieses Familienzwistes ist kaum mehr zu überbieten. Aber man hat es sich abgewöhnt, sich über Absonderlichkeiten, die von der Villa Gröbenwahnfried ausgehen, noch zu wundern. Vielleicht wird nun auch die Sippe des „Meisters“ nicht erstaunt sein, wenn in der Öffentlichkeit die alten Erörterungen über einen andern Vaterschaftsstreit wieder aufgenommen werden: ob nämlich der sächsische Judenfresser Wagner selbst sein Leben nicht doch dem israelitischen Freunde seiner Mutter, Richards Pflegevater Geyer, zu danken hatte. Bedenken des Taktes brauchten die Diskussion darüber jedenfalls nicht länger aufzuhalten.

Gedenktage. Vor zehn Jahren starb Peter Hille, der wundervolle Lyriker, der seltsame, wie aus einem fernen Jahrhundert in unsere Zeit geworfene Mensch, mir persönlich der unvergeßliche Freund und Berater meiner frühen dichterischen Versuche. Eines Tages wurde er auf dem Bahnsteig eines Berliner Vorortbahnhofes aus einer Kopfwunde blutend bewußtlos aufgefunden. Man brachte ihn in ein Krankenhaus, und ein paar Tage später war er tot. Damals faselten die Leute von Mord. In Wahrheit war der durch jahrzehntelange Entbehrungen geschwächte Körper im Zuge von Lungenbluten befallen worden. Der Dichter hatte sich herausgeschleppt und war hingefallen. Mitleidige Passanten setzten ihn auf eine Bank. Mord war es also immerhin gewesen, — der Mord, den die Indolenz der Zeitgenossen an dem besten reinsten tiefsten Geist begangen hatte. — Eine ausführlichere Würdigung Peter Hilles als Dichter und Menschen behalte ich mir vor.

Max Bernsteins sechzigster Geburtstag soll nicht stillschweigend übergangen werden. Der liebenswürdige Poet verdient einen freundlichen Glückwunsch, vor allem aber der ausgezeichnete Verteidiger. Wie er mir persönlich zur Seite stand, als ich vor Gericht das schreckliche Verbrechen zu verantworten hatte, daß ich mit den unglücklichen Menschen, die im Räderwerk der Staatsmaschine hängen geblieben waren, menschlich gesprochen hatte, wie verständnisvoll und warmherzig er besonders in seinem Plädoyer für mein ehrliches Wollen eintrat, das werde ich ihm zeitlebens dankbar gedenken.

Endlich noch einen herzlichen Zuruf an den fünfzigjährigen Carl Rößler. Man soll über den Erfolgen, die er — spät genug — am Theater jetzt erzielt, nicht vergessen, daß er ein wirklicher Dichter ist. Man soll nicht vergessen, daß er außer den „Fünf Frankfurtern“, die übrigens so hoch über dem Niveau der üblichen Lustspielfabrikate stehen wie der Monobderos über dem Englischen Garten, auch noch „Hinterm Zaun“ geschrieben hat, das feine kluge Bekenntnisstück eines im Leben arg herumgezerrten Künstlers, und „Der reiche Jüngling“, das ernste schöne Drama, dem vielleicht noch einmal eine Renaissance bevorsteht. Prosit, lieber Rößler! Ad multos annos!

In kurzer Zeit erscheint im Verlage von
Paul Cassirer, Berlin:

Wüste-Krater-Wolken

Drei Gedichte

von

Erich Mühsam.

Mitteilungen über Preis, Ausstattung etc. des Buches folgen
im nächsten Hefte des „Kain“. Vorbestellungen nehmen schon
jetzt entgegen: **Der Verlas: Paul Cassirer, der Kain-Verlag
und alle Buchhandlungen.**

In kurzer Zeit erscheint im

Kain-Verlag, München:

Die Freivermählten.

Polemisches Schauspiel in drei Aufzügen

von

Erich Mühsam.

Vorbestellungen schon jetzt beim **Kain-Verlag** und
bei allen **Buchhandlungen.**

Adolf Schustermann



**Zeitungs-
nachrichten - Bureau**
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24



Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. □ □ Prospekte gratis.

PHÖBUS Monatsschrift für Aesthetik und Kritik des Theaters. Herausgeber Heinz Eckenroth

Das erste Heft ist soeben erschienen.

Abonnementspreis: vierteljährlich M. 2.—, Einzelheft M. 0,75.

Der „PHÖBUS“ ist durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag zu beziehen.

PHÖBUS-VERLAG, MÜNCHEN, BAADERSTRASSE 1a.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziere, Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen

Von der Wüste

Gedichte von ERICH MÜHSAM

(vergriffen), sind noch einige Exemplare zum Preise von Mk. 10.— vom Verfasser, Akademiestrasse 9/II zu beziehen.

Jahrgang IV.

No. 3.

Mitte Juni 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Aufruf! — Im Geiste Bakunins. — Schrumpf. — Bemerkungen:
Theater. — Bayerisches, Allzubayerisches. — Protest. — und
neues Leben blüht aus den Ruinen.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

„ „ **II 1912|13**

„ „ **III 1913|14**

à 3 Mark.

Die Wüste • Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam.

✻ Preis Mk. 10.— ✻ ✻ Preis Mk. 2.— ✻

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

**Freunden des Kain sei nahegelegt, die
Probefbände an Bekannte zu empfehlen !**

DIE HOCHSTAPLER

Lustspiel von ERICH MÜHSAM

Preis Mk. 2. -

Jahrgang IV.
No. 3

München,
Mitte Juni 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam**.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

AUFRUF!

Am 24. Juli ds. Js. wird **Frank Wedekind** 50 Jahre alt. — Um diesem Dichter, der als einer unserer bedeutendsten Dramatiker um die Freiheit seines Schaffens bis auf den heutigen Tag schwer kämpfen und leiden musste, ein schwaches Entgelt hierfür und besonders ein Zeichen öffentlicher Verehrung zu bieten, hat sich das unterzeichnete Komitee gebildet.

An alle Freunde seiner Persönlichkeit und seines Werkes ergeht hiermit die Bitte, sich durch Stiftung einer Summe zu der geplanten

Ehrengabe,

die Frank Wedekind an seinem Geburtstag überreicht werden soll, an dieser Feier zu beteiligen und in ihren Kreisen dafür zu wirken. — Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um die Unterstützung eines Bedürftigen, sondern um die demonstrative Ehrung eines hervorragenden Dichters. —

Die Zahlung der Beiträge, zu denen das Komitee mit 1000 Mk. den Grund gelegt hat, wird an die Bnyrche Vereinsbank, München, Promenadestr. 1, Konto „Ehrengabe Frank Weaekind“, erbeten. Quittung über die Beiträge erfolgt im „Zwiebelfisch“ (Verlag Hans von Weber) und im „Neuen Merkur“ (Georg Müller Verlag). Das Komitee:

Herbert Eulanberg. **Maximilian Herden.**
Friedrlob Kaymaler. **Thontam Mann.** **Kurt Marlene.**
Georg Müller. **Baron au Puilltw,** **General'**
Intendant. **Felix Sailen.** **Hans von Weber.**

Im Geiste Bakunins.

Die Zeitungsschreiber links und rechts des nationalen Begeisterungspfeilers haben den hundertsten Geburtstag Michael Bakunins entweder garnicht registriert, oder sind darüber mit jener überlegenen Handbewegung hinweggegangen, die bedeutet: hier habt ihr auch die Lebensdaten dieses Mannes, wenn gleich es nicht eben nötig ist, ihn zu kennen. Die Abonnenten erfuhren dann, daß es sich um ein Mitglied des russischen Hochadels handelte, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Westeuropa kam, Revolutionär wurde, nach Rußland zurückkehrte und verurteilt nach Sibirien mußte, von dort floh, und dann Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre beim Entstehen der modernen Arbeiterbewegung die bald vergessene Rolle des anarchistischen Widersachers Marxens und seiner Palladine spielte. Die sogenannten „bürgerlichen“ Blätter hatten gewiß wenig Ursache, den Lesern, die mit Hofklatsch und Detektivkniffen unterhalten sein wollen, mehr vom Leben und Wirken des heißesten Rebellengeistes zu erzählen. Die Sozialdemokraten aber taten wohl daran, rasch über einen Gedenktag wegzugehen, der mit der Erinnerung an die Schicksale eines großen Mannes das Gedächtnis eines traurigen Kapitels menschlicher Niederträchtigkeit wecken mußte. Einer Niederträchtigkeit, deren schmutzige Flecken kein parteifrommer Reinigungsversuch je aus dem Charakterbild des Massenheiligen Karl Marx wird fortwaschen können.

Dies ist nicht die Stunde und hier nicht der Platz, um die ganze Jauche der Verleumdungen, Verdächtigungen, Lügen und Denunziationen, die Marx über den besten und reinsten Menschen goß, noch einmal aufzuwühlen. Man lese darüber das ausgezeichnete Buch „Marx und Bakunin“ von Fritz Brupbacher, das hier (vgl. die Notiz über James Guillaume, Kain III,

11), schon einmal genannt wurde und das originellerweise im Münchener sozialdemokratischen Parteiverlage (G. Birk u. Co.) erschienen ist. Der Verfasser hat sein Werk mit dem Ausschluß aus der sozialdemokratischen Partei bezahlen müssen. Hier mag nur daran erinnert werden, daß die Infamie, Anarchisten als Spitzel zu verdächtigen, seither bei den Sozialdemokraten ekler Brauch geblieben ist. Davon können wir alle ein Lied singen, die wir die Arbeiter auffordern, sich auf die eigene Kraft zu verlassen, statt von Staatsgesetzen und Wählereien Erfolge zu erhoffen. Denn Marx war in allen Dingen ein tüchtiger Lehrmeister und die Skrupellosigkeit in der Bekämpfung solcher Gegner, deren Gründe schwer zu widerlegen sind, hat Dühring von Engels, haben manche andere von Liebknecht und vielen Parteigrößen noch erfahren müssen. Manche Leser denken vielleicht auch noch daran, wie ich selbst im Jahre 1907, als die Münchener Sozialdemokratie Arm in Arm mit dem Zentrum, Herr von Vollmar Ann in Arm mit dem neuen Kardinal Bettinger, in den Kampf zog, mich von der „Münchener Post“ als Lockspitzel und Bestochenen der Liberalen besudeln lassen mußte und wie damals Ritter Georg selbst in einer Versammlung die Vermutung aussprach, ich sei aus unsauberen Quellen gespeist.

Die so lästern und verleumden, sind also nur Plagiatoren ihres Altmeisters Marx. Wir aber, die die Opfer ihrer bornierten Gemeinheit sind, wollen uns dabei gern als Nachfolger Michael Bakunins fühlen, in dem Bewußtsein, wieviel größer und schöner dieser unbestechliche freie Geist vor der Geschichte dasteht als seine diplomatisch rechnenden, mit gedungenen Kreaturen gegen ihn intriguerenden Feinde. Zugleich wollen wir das Bekenntnis ablegen zu seinen Lehren, die unser Streben geworden sind.

Wir wollen Anarchisten sein. Das heißt: Menschen von gradem Geist, freie Persönlichkeiten

mit dem Mute zur Wahrheit und dem Willen zur Freiheit. Wir wollen kämpfen gegen die Mächte der Unterdrückung und der Ausbeutung, nicht, indem wir uns mit ihnen vereinigen, um alte Staatsdekrete durch neue zu ersetzen, sondern um die Verbündungen und Gesetze der Menschen aus dem natürlichen Recht unseres Lebens herauswachsen zu lassen. Wir wollen kämpfen gegen Zwang und Autorität, nicht um uns selbst zu autoritativen Machthabern zu erheben, sondern um Ordnung zu schaffen, die auf Gerechtigkeit und Freiwilligkeit beruht. Wir wollen anrennen gegen die Bollwerke der bestehenden Gewalten, gegen Kapital und Militär, gegen Staat und Kirche. Und nicht mit Stimmzetteln und demagogischem Paktieren wollen wir fechten, sondern mit der Leidenschaft überzeugter Herzen, die nicht um Teilzahlungen bittet, die alles auf sich selbst nimmt und auf ihr Wissen um das, was recht ist.

Inbrünstig warten und hoffen aber wollen wir auf den kommenden Tag, auf den Tag der Erneuerung und der Revolution. Und um ihn herbeizuführen und ihm die Wege zu ebnen, wollen wir im Volke Unzufriedenheit säen und Verzweiflung predigen. Wir wollen wühlen und hetzen, schüren und untergraben, damit das Volk endlich erkenne, daß es gehundsfottet und genasführt wird, und damit es endlich beginne, den Unterbau einer sozialistischen Gesellschaft zu errichten, vor dessen drängender Kraft Kapital und Staat zusammenstürzen muß. Auseinanderreißen aber wollen wir die Gefüge des Glaubens an eine Vorsehung und des Vertrauens auf die Weisheit der Regierenden, um Raum zu schaffen für freien Atem und eigene Zuversicht. Michael Bakunin hat es uns gelehrt, daß alles Destruieren ein Aufbauen des Besseren schon in sich schließt, oder um dasselbe mit seinen eigenen Worten zu sagen:

Die Lust am Zerstören ist eine schaffende Lust!

Schrumpf.

Vom Münchner Volkstheater und seinem Direktor Ernst Schrumpf ist in diesen Blättern nie die Rede gewesen. Das liegt daran, daß die Leistungen dieses Theaters nach meinem Urteil derartig minderwertige sind, daß jede Beschäftigung damit Raum- und Zeitvergeudung gewesen wäre. Daß die Kritiker der Münchner Tagespresse die Leistungen der Schrumpfschen Bühne stets mit der gleichen liebevollen Sorgfalt gestreichelt haben wie die der anderen Theater, ist ihre Sache. — Freilich bin ich selbst selten genug ins Volkstheater hineingekommen. In der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthalts orientierte ich mich über die hierorts sehr gerühmten Klassikeraufführungen und sah eine schauerhafte „Faust“-aufführung und eine jammervolle Wiedergabe der „Braut von Messina“. Den Mephisto bzw. den Cajetan spielte Herr Direktor Schrumpf, und mein Tagebuch aus jener Zeit bezeichnet ihn als sächselnden Kulissenreißer. Später dachte ich nur noch an das Theater, wenn der jährliche illustre Gast da war: Bassermann, Moissi, Frau Durieux etc. Diese Gastspiele waren eine gute Gepflogenheit Schrumpfs, die ihm willig auf der Plusseite seiner Direktionstätigkeit vermerkt werden soll, wenn auch, was er selbst zu solchen Aufführungen stellte, recht kläglich war. Wenn eine dieser hervorragenden Berliner Kräfte ihre Kunst unter den ungeschickten Debutanten des Volkstheaters produzierte, dann hatte ich, etwas gerührt, die Empfindung, als ob Paganini zwischen Stadtmusikanten die Geige striche. Ein paar Schwankpremieren, die mich sonst noch gelegentlich in die Josefspitalstraße führten, befestigten den Eindruck, daß Regisseure und Schauspieler taten, was sie konnten, und daß das herzlich wenig war. — Soviel zur Kennzeichnung des Milieus.

Zwischendurch drangen hin und wieder seltsame Gerüchte an die Künstlerstammtische in München, wonach Ernst Schrumpf eine höchst bedenkliche Paschawirtschaft im Volkstheater etabliert haben sollte, Gerüchte, die sich zumeist auf sexuelle Verfehlungen des Direktors an den Damen seines Ensembles bezogen. Wer im Wirkungsgebiet der Kausenschen Denunziationsmoral des unausgesetzte Entrüstungsgeschrei der offiziellen und offiziellen Sittlichkeit mit anhören muß, ist äußerst mißtrauisch gegen Vorwürfe, die gegen den geschlechtlichen Lebenswandel Einzelner erhoben werden. Was mich persönlich betrifft, so fürchtete ich, man werde Schrumpf intime Beziehungen zu ein paar Schauspielerinnen oder Choristinnen nachweisen wollen, die sich ihm vielleicht um seiner

robusten Erscheinung willen oder auch — Herrgott, wer dem Theater ein bißchen näher steht, weiß doch, was los ist! — um gute Rollen zu kriegen, angeboten haben. Nun vertrete ich die Ansicht: *volenti non fit injuria*. Wenn Derartiges vorkommt, kann ich mich beim besten Willen weder über die verliebte oder ehrgeizige Dame, noch über den gefälligen Direktor aufregen. Wir Männer, sofern wir keine Kastraten sind, und seien wir selbst Theaterdirektoren, sind nun einmal nicht dazu eingerichtet, den Werbungen hübscher Mädchen gegenüber Charakter zu betätigen. Bei allen geschlechtlichen Handlungen kann nach meiner Meinung der Begriff Un-sittlichkeit erst dann Anwendung finden, wenn ein Teil widerwillig oder gezwungen tut, was unter Liebenden immer schön, anständig und sauber ist. Das gilt für jedes Verhältnis: finde der Geschlechtsverkehr ehelich oder außerehelich statt, im Geschäft, in der Familie oder im Theater.

Im Jahre 1912 wurde eine Schauspielerin wegen Beleidigung des Herrn Schrupf verurteilt, weil sie auf die Frage: „Greift euch euer Direktor immer noch unter die Röcke?“ — geantwortet hatte: „Kann schon sein.“ Die Ausdrücke, die dabei noch gefallen waren, wurden als formale Injurien bewertet. Der Wahrheitsbeweis wurde nicht zugelassen. Seitdem wurde 03 nicht still von Tuscheln, Flüstern, Andeutungen, Behauptungen, sodaß auch der Zweifelnde stutzig werden mußte. Denn was geheimnisvoll oder geradeheraus gesagt wurde, war so haarsträubend, daß harmlose Auslegungen kaum mehr möglich schienen. Man erfuhr, daß die tatkräftige Interessenorganisation der Schauspieler, die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger, die Sache in die Hand genommen habe und eine durchgreifende Aktion gegen Schrupf vorbereite. Man konnte also abwarten und sich weiterhin mit der Tatsache beruhigen, daß die Münchner Polizei, die ja sonst springt, wenn jemand „Sittlichkeit!“ ruft, und in ihrer Jagd auf gezeichnete Frauenbrüste und Präservativinserate und in ihrem sittlichen Bestreben, die Stadt von nächtlichen Kaffeetrinkern zu säubern, eine wahre Berserkerwut zeigt, keinen Anlaß fand, auf Grund ihrer Machtvollkommenheit Herrn Schrupf die Spiel-erlaubnis zu entziehen. Daß dieser oder jener anzügliche Bemerkungen machte, ob nicht vielleicht die von Schrupf in immer kürzeren Abständen veranstalteten Wohltätigkeits-Matineen ihm das Wohlwollen der offiziellen und privaten Moralhüter der Stadt erhielten, konnte natürlich nur als frivole Unterstellung gedeutet werden.

Ende vorigen Jahres platzte die Bombe. „Der neue Weg“,

das Organ der Genossenschaft, brachte einen Artikel, der nach einem vorbereitenden Geplänkel zwischen dem Blatt und Herrn Schrumpf die direkte Behauptung enthielt, daß Volkstheater sei das Privatbordell eines geilen Lüstlings und sein Direktor beherrsche sich gegen seine Angestellten wie ein Sklavenhalter. Nach Ablauf einer ansehnlichen Respektsfrist, und wie sich jetzt herausgestellt hat, erst nachdem die Polizei ihm einen entsprechenden Wink gegeben hatte, strengte Schrumpf gegen den verantwortlichen Redakteur Körner die Beleidigungsklage an.

Die viertägigen Prozeßverhandlungen liegen jetzt hinter uns. Ihr Eindruck ist ein wahrhaft entsetzlicher. Was übertreibender Kulissenklatsch gehässiger Neidlinge schien, wurde im Aufmarsch der Zeugen als unzweifelhafte Wahrheit erwiesen, und von den gräßlichen Tatsachen, die erzählt und beschworen, immer von neuem erzählt und beschworen und immer wieder ergänzt und unter Dutzenden von Eiden ständig vermehrt wurden, weit überboten. Ein Lebensfilm von viehischer Scheußlichkeit zog an uns vorüber. Wut, Ekel, Haß gegen den traurigen Menschen, dessen schmutzige Roheiten aus der Versenkung auferstanden, — das waren die Empfindungen, die jeden erfüllten, der die Aussagen der Zeugen anhörte. Zugleich aber auch Mitleid, Jammer, Scham über die Demütigungen, denen in unseren Tagen noch Menschen ausgesetzt sind, wenn sie in die Fänge eines gewissenlosen Ausbeuters und Egoisten geraten. Das also ist in unseren Tagen noch möglich! Ein subalternes Individuum gelangt in eine Machtstellung, die ihm die Entwicklung und Betätigung des krassesten Zäsurenwahns gestattet. Ein Mensch, dessen Krankheit nicht Nervosität und nicht Sadismus, sondern Moral insanity heißt, kann zehn Jahre lang Männer und Frauen, nur weil sie wirtschaftlich von ihm abhängen, knechten und schinden, brutalisieren und erniedrigen, daß einem noch bei der Erzählung das Blut in den Adern erstarrt. Ein gewalttätiger Arbeitgeber kann zehn Jahre lang seine männlichen und weiblichen Angestellten kujonieren und an Leib und Seele peinigen, daß sie täglich mit Zittern und Bangen an ihre Arbeitsstätte gehen und in vielen Selbstmordgedanken wach werden. Und so einer hat noch die Stirn, den Mann, der ihn einen Sklavenvogt nennt, vor Gericht zu fordern und da unter Ehrenworten und mit erlogenem Schmierpatios die gekränkte Unschuld zu markieren.

Auf dem Papier verwässern die Schändlichkeiten, die er begangen hat. Wenn man es nur liest, wie dieser Mann den

Mädchen nachstellte und von ihnen Sexualdienste erpreßte, sieht es nicht gar so bedenklich aus. Und wirklich: die Schmutzereien, die seiner Geilheit entsprangen, verschwinden hinter den Erbärmlichkeiten seiner unflätigen Herrschsucht. Niederschreiben lassen sich die Details leicht, — aber wer die jungen und alten Leute in Person aufmarschieren sah, um Zeugnis abzulegen von dem, was sie ausgestanden haben, dem werden die Einzelheiten furchtbares Erlebnis bleiben, wie Schrumpf einen alten Mann vor die Brust stößt, daß er hinten über taumelt, wie er einem Statisten die Lanze aus der Hand reißt und sie ihm wiederholt auf die Zehen stößt, wie er den steifen Finger eines Mannes gewaltsam zurückbiegt, wie er Mädchen schlägt und eine Dame anschreit: „Wenn ich dein Mann wäre, würde ich dich nackt ausziehen und dich peitschen, bis dir das Blut an den Schenkeln herunterläuft!“ Solche Aussagen vergißt man nicht, ob sie nun von gequälten Menschen vorgebracht wurden, die befreit herausstießen, was sie allzu lange mit sich herumschleppen mußten, oder ob sie mühselig aus den viel ärmeren, den jammervollen Leuten herausgeholt wurden, die in würdeloser Abgestumpftheit auch jetzt noch hinter ihrem Dompteur herkrochen und ihn zu verteidigen und herauszureden versuchten.

Aber was gilt uns Schrumpf! Der Mann ist abgetan. Was uns beschäftigt ist seine Abstraktion, ist der Begriff, der in ihm personifiziert war. Was uns beschäftigt, sind die Rückschlüsse, die sich in sozialer und ethischer Beziehung aus den im Schrumpfprozeß sichtbar gewordenen Zuständen ergeben. Es hat sich gezeigt, daß an einem deutschen Theater ein moralisch total defekter Charakter Gelegenheit findet, die ihm bloß durch einen geschäftlichen Kontrakt verbundenen Menschen roh zu beschimpfen und zu mißhandeln. Es hat sich erstaunlicherweise herausgestellt, daß sich in allen den langen Jahren, in denen Schrumpf am Werke war, keine einzige Männerfaust fand, die ihm die Antwort auf seine Herausforderungen in die Zähne geschlagen hätte. Man wird fragen dürfen: Stecken die deutschen Schauspieler noch so tief in Unfreiheit, daß sie sich, um ihr Brot nicht zu verlieren, alles gefallen lassen müssen? Man wird mit dem charaktervollen und bedeutenden Manne, der den Vorsitz führte, mit Herrn Oberlandesgerichtsrat Mayer feststellen dürfen, daß im werktätigen Leben zwischen Arbeitern und Arbeitgebern derartige Zustände längst nicht mehr möglich sind.

Auch bei der Erörterung der wirtschaftlichen Lage der Schauspieler entrollte sich ein Bild von erschütternder Trost-

losigkeit, — und da schien es, als ob kein betrüblicher Einzelfall vorliege, sondern als ob die Verhältnisse am Münchner Volkstheater eher noch als typisch angesehen werden können. Da hörte man von Gagen von 50, 30, ja 20 Mark monatlich» und als Herr Schruppf, der auch vor Gericht noch den Sachwalter höherer Sittlichkeit mimte, den Lehenswandel einer Zeugin zu diskreditieren versuchte, gab ihm der Vorsitzende mit Recht zu verstehen, daß eine Schauspielerin doch wohl von 60 Mark Gage nicht leben und außerdem teure Toiletten bestreiten könne. Nachher stellte sich dann auch heraus, daß der vorbildliche Direktor einer anderen Dame, die höhere Entlohnung verlangte, riet, sie solle sich einen Rothschild anschaffen. Da erfuhr man, daß ein Herr mit 170 Mark Monatsgage vom Direktor genötigt wurde, sich in zwei Monaten für 270 Mark Garderobestücke anzuschaffen. Da wurden Tatsachen mitgeteilt, die bedenklich nach Erpressung aussahen. So wurde eine Dame mit einer Gage von 200 Mark engagiert, ihr nach dem üblichen Probemonat, auf den sich die Schauspieler so häufig noch einlassen müssen, aber eröffnet, sie entspräche nicht den Anforderungen des Volkstheaters und könne allenfalls als Volontärin, also ohne Besoldung, bleiben. Da es zu spät war, noch wo anders unterzukommen, ging die junge Dame darauf ein, — und wurde dann gratis mit großen Rollen beglückt. Ihr 400 Mark Unkosten für Toiletten etc. zu ersetzen, lehnte Schruppf ab. — Ein Schauspieler, der sich inzwischen einen geachteten Namen gemacht hat, kam um 100 Mark Vorschuß ein. Er wurde ihm unter der Bedingung zugesagt, daß er seine Gage von 215 Mark auf 180 Mark reduzieren lasse. Das sin ! doch klägliche Zustände!

Die Vermutung, daß das Abhängigkeitsverhältnis der Schauspieler vom Direktor allgemein noch sehr arg ist, erhielt in dem Prozeß eine starke Stütze durch einige Äußerungen des von der Schrupfpfartei gestellten Sachverständigen, Herrn Generalintendanten Ritters Dr. Ernst von Possart, Geheimer Rat, Mitgliedes des Direktorial-Ausschusses des Deutschen Bühnenvereins. Daß dieser Herr während der meisten Zeit der Verhandlungen seine Aufgabe verkannte und annahm, er sei als psychiatrischer Sachverständiger geladen, kommt hier nicht in Betracht, auch nicht, daß er bis zum Freitag Herrn Schruppf, der ihn einmal einen eitlen Komödianten genannt hatte, auf Grund der Beweisaufnahme für unwürdig hielt, Theaterdirektor zu sein, am Sonnabend und Montag hingegen der Ansicht war, nach ein paar Wochen Sanatorium könne Schruppf getrost wieder auf sein Personal losgelassen werden. Ebenso

wenig habe ich mit Herrn Possart darüber zu rechten, ob, wie er wiederholt mit Begeisterung erklärte, Schrumpf ein vor-
trefflicher Rezipator, das Volkstheater aber ein hervorragendes
Kunstinstitut ist, wiewohl dies Urteil aus dem Munde des
ehemaligen Hoftheaterleiters befremdlich wirkte. Auch über
das schmalzige Hinlegen Schillerscher Verse, die der alte Herr
zweimal in seine Auslassungen einzufügen wußte, gehe ich
hinweg. Schließlich will ich auch darüber nichts sagen, daß
er die eidlichen Aussagen von drei Damen unglaublich zu
machen suchte, ohne danach gefragt zu sein, und noch
Schrumpfs Ehrenwort gegen diese Eide ausspielte, nachdem
er bereits überführt war, das Gericht irregeführt zu haben.
Schrumpf hatte nämlich, um zu beweisen, daß Annäherungen
an Damen im Zuschauerraum des hellen Lichts wegen gar nicht
möglich wären, Lokaltermin beantragt. Dann stellte es sich
aber heraus, daß er vor kurzer Zeit die Beleuchtung hatte
ändern lassen. Dies alles also steht nicht zur Erörterung.
Interessant aber war die Art, wie Possart jenen Schauspieler
anfuhr, der sich darüber beklagte, daß Schrumpf ihn für Gar-
derobestücke mehr Geld ausgeben ließ, als die Gage betrug.
„Wenn es in Kontrakt steht, daß Sie die Kostüme selbst stellen
mußten, so konnte Ihr Direktor die Anschaffung der Ritter-
stiefel für 70 Mark selbstverständlich von Ihnen verlangen.
Das war sein gutes Recht.“ Und: „Wenn Sie die Perrücken
geliefert bekamen, dann haben Sie es besonders gut getroffen.“
Freilich erklärte der Herr Generalintendant, daß der Bühnen-
verein bestrebt sei, die Verpflichtung der Schauspieler, Ko-
stümstücke selbst zu beschaffen, aufzuheben. Und diese Er-
klärung überraschte viele höchlich, da man bisher der Meinung
war, diese Forderung werde nur von der Genossenschaft deut-
scher Bühnengehöriger aufgestellt. Es wirkte dann sehr
sympathisch, auf den gefestigten Arbeitgeberstandpunkt des
Herrn von Possart aber wohl etwas verwunderlich, als der
Gerichtsleiter erklärte, Gagen würden gezahlt um die Existenz
der Schauspieler zu sichern, nicht, um sie dafür Handwerkzeug
kaufen zu lassen. Angesichts der bizarren Entscheidung, die
viele Kräfte des Volkstheaters bezogen, hörte es sich dann
auch recht possierlich an, als die weisen Männer, die mal bei
Proben zugegen gewesen waren, erklärten, sie hätten sich die
etwas schroffe Art des Herrn Schrumpf damit erklärt, daß der
die höchstmögliche Leistung aus jedem herausholen wollte.
Jetzt stehen die Heiren vor der überraschenden Wahrnehmung,
daß man trotz zahlloser Schimpfworte und Schindereien gegen
20 Mark Gage aus einem debütierenden Volontär keinen Mitter-
wurzer machen kann.

Der Vorsitzende hat alle diese Momente während der Verhandlungen und besonders bei der Begründung des den beklagten Redakteur freisprechenden Urteils in einer Weise hervorgehoben, die zu bewundernder Anerkennung zwingt. In seiner Auffassung der Dinge war soviel menschliches Verstehen, soviel Wissen um das wirkliche Leben, soviel guter Wille, die Anwendung des Gesetzes mit den Empfindungen des Herzens in Einklang zu bringen, wie es an deutschen Richtertischen nur ganz selten ist. Ganz besonders muß er gerühmt werden, weil er die Verdienste der Bühnengenossenschaft um die soziale und sittliche Hebung des Schauspielersstandes bewußt unterstrich und damit den ganzen Prozeß aus der Singularität des Falles Schrumpf in die Sphäre allgemeiner Wesentlichkeit hob. Schrumpf ist, so führte der Richter aus, dauernd unwürdig, Leiter einer Bühne zu sein. Denn er hat in jeder Beziehung vermissen lassen, was man von dem Vorgesetzten einer größeren Zahl Angestellter verlangen kann. „Es fehlt ihm jedes Verständnis für die sozialen Forderungen der Zeit.“

Der Zug dieser Gerichtsverhandlung erhält seine Bedeutung denn auch nicht dadurch, daß ein gewalttätiger, keiner Verantwortlichkeit bewußter Mensch unschädlich gemacht ist, sondern durch das Schlaglicht, das auf die gesamten Theaterverhältnisse gefallen ist. Voreist auf die Theaterverhältnisse. Denn ob nicht in manchen Bureaus, Warenhäusern oder Fabriken (die Angelegenheiten des Kasernenhofes gehören in ein anderes Gebiet) eine ähnliche Reinigungsaktion nötig wäre, soll hier nicht untersucht werden. Aber in die stickigsten Räume der deutschen Bühne hat der Schrumpf-Prozeß ein wenig frische Luft eingelassen. Das ist ein großer Erfolg der Bühnengenossenschaft, zu der man ihr und ihren Anwälten, Graf Pestalozza und Dr. Schlesinger, herzlich Glück wünschen kann. Ein Teil des Verdienstes kann der Sekretär des Theaters, Herr Deil, für sich in Anspruch nehmen, der „um endlich Klarheit zu schaffen“, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen, denen er sich aussetzen konnte, das Material der Genossenschaft, als der berufenen Vertreterin seiner und seiner Kollegen Interessen, auslieferte. Ein erfreulicher Gegensatz gegen die Duckmäuser, die Würde und Selbstvertrauen ihrem Peiniger gegenüber erst wiederfinden werden, wenn ein Nachfolger ins Volkstheater eingezogen sein wird.

Ich kann diese Betrachtung nicht abschließen, ohne einen Augenblick beim Verhalten der Presse im Falle Schrumpf stehen zu bleiben. Am ersten Verhandlungstage kam ein Brief

zur Verlesung, den Schrumpf in Begleitung von 1000 Mark zur Feier seines zehnjährigen Direktorjubiläums an die Direktion des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins gesandt hatte. In Anerkennung der wohlwollenden Förderung, die die Presse seinem Theater habe angedeihen lassen, wolle er das kleine Geldgeschenk der Unterstützungskasse des Vereins zuwenden. In dem ursprünglichen Entwurf des Briefes, der gleichfalls verlesen wurde, wurde außerdem noch des zarten Taktes der Münchner Zeitungen gedacht, die über „die bühnischen Anwürfe“ der Genossenschaft schweigend hinweggegangen waren. Dann war es sehr lehrreich zu beobachten, wie Direktor Schrumpf unter allen Punkten, gegen die er sich wehren sollte, am verzweifeltsten gegen die Unterstellung ankämpfte, als habe er die Presse irgendwie bestechen wollen. Es war nur ein Akt der Courtoisie, genau wie das Hochzeitsgeschenk für die Familie des Obersthofzeremonienmeisters Grafen Moy im Werte von 500 Mark (das gleichfalls angenommen wurde). Ich will die Empfindungen von Geber und Empfänger nicht psychologisch ergründen. Jeder muß wissen, wem er etwas schenken will, beziehungsweise von wem er etwas annehmen will. Die 1000 Mark interessieren mich wenig. Man möge sich, ihrer nur bei der Beurteilung der Gesamtbeziehungen der Presse zum Volkstheater beiläufig erinnern. Um diese Beziehungen recht zu erkennen, scheint es am Platze, auf das kurze Resümee hinzuweisen, das die „Münchner Zeitung“ ihrem Prozeßbericht anfügte. Darin wurde zugegeben, daß die Presse längst von den Dingen wußte, die im Volkstheater vorgingen. Man habe nur der Bühnengenossenschaft den Vortritt in der Enthüllung lassen wollen, da man mit derartigen Suchen schon schlechte Erfahrungen gemacht habe. Im übrigen (hier spielte das Blatt auf das 1000-Mark-Geschenk an) werde Herr Schrumpf sich wohl in den letzten Tagen überzeugt haben, daß die Presse sich nicht bestechen lasse.

Ich mache den Blättern keinen Vorwurf, weil sie ihre Kenntnis von den Vorgängen im Volkstheater nicht öffentlich herausgeschrieben haben. Ich hab's ja auch nicht getan. Allerdings ist das der Unterschied, daß ich gar nichts Bestimmtes wußte, und daß ich in diesen Blättern niemals „Enthüllungen“ vornehme, weil das meinem Geschmack nicht entspricht, wohingegen die Tagespresse sich doch jederzeit nach pikanten Orientierungen über private Skandalosa die Finger leckt. Aber wie reimt sich mit der Kenntnis der Charakterdefekte des Schrumpf die Tatsache zusammen, daß die Blätter, die „Münchner Zei-

tung" allen voran, jede „Wohltätigkeits“-Veranstaltung des Mannes mit beglücktem Ueberschwang priesen? Ich behaupte gewiß nicht, daß der Umstand damit in Zusammenhang zu bringen ist, daß Schrumpf ein Schauerdrama des Verlagchefs der „Münchener Zeitung“ dem Publikum vorsetzte. Denn die andern Zeitungen waren von dem selbstlosen Eifer des Direktors als Helfer der Armen und Bedrängten ebenso begeistert. Immerhin meine ich aber, daß die Presse Herrn Schrumpf reichlichen Anlaß zu der Dankbarkeit gegeben hat, die sich in dem Geldgeschenk so sinnreich zu äußern wußte. Endlich will ich auch nicht unterstellen, daß Schrumpf die Presse ohne weiteres für bestechlich halten durfte. Aber rein stilistisch wäre es vielleicht von der „Münchener Zeitung“ vorsichtiger gewesen, ihren Meinungsmut nicht gerade mit der Betonung der letzten Tage zu belegen. Man wäre sonst versucht, die Tage erst von dem Moment an zu rechnen, wo Schrumpf zur Strecke gebracht unten lag, und ohne den Caligula der Josefspitalstraße mit einem Löwen zu vergleichen, doch an einen Eselsfußtritt erinnert zu sein.

Wenig glorreich steht nach dem Prozeß auch die Münchner Polizei vor der Oeffentlichkeit. Diese Behörde hat sich im ganzen Deutschen Reich und darüber hinaus einen etwas ironisch getönten Namen gemacht wegen ihres Uebermaßes an sittlichem Reformeifer. Und ganz besonders war es ihr immer um den Schutz vor den unsittlichen Theaterdirektoren zu tun, — freilich, soviel bekannt geworden ist, nur um den Schutz des Publikums, wenn so ein Mensch etwa ein der Literatur angehöriges Stück zur Aufführung angenommen hatte, aus dem die Tatsache ersichtlich ist, daß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht eigentümliche Wechselbeziehungen bestehen. Jetzt ergibt sich, daß das gesamte Material, daß dem Schrumpf-Prozeß zugrunde lag, der Münchner Polizei schon seit einer Reihe von Monaten, ein großer und gerade der wesentlichste Teil davon sogar schon seit mehreren Jahren bekannt war. Aus dieser Kenntnis die Konsequenz zu ziehen, die in ihre Macht gegeben ist, und die hunderten von Menschen grenzenlose Pein, vielen Frauen ekelhafte Preisgabe ihrer weiblichen Selbstbestimmung erspart hätte, das fiel der Polizei erst ein, als die Vorgänge im Volkstheater endlich die gesamte Bevölkerung Münchens und alle Interessenten des deutschen Theaterbetriebes in die größte Erregung versetzt hatten. Es liegt mir fern, die Münchner Polizei nun gleich pharisäischen Geistes zu bezichtigen. Aber ihr Verhalten dürfte mir in meiner alten Behauptung recht geben, daß die Einrichtung der

Polizei überhaupt von höchst problematischem Wert ist. Wo sie einmal Gelegenheit hat, als Schutzinstitut in Wirksamkeit zu treten, versagt sie vollständig, während sie in ihren Obliegenheiten der Volksbelästigung und der Bevormundung in allen Dingen der Meinungs- und Bewegungsfreiheit die ärgerlichste Betriebsamkeit entfaltet.

Die Institute der öffentlichen Wachsamkeit, Polizei und Presse, haben also im Falle Schrupf ihre Unzulänglichkeit evident nachgewiesen. Die private Organisation der Bühnengenossenschaft hingegen hat vorzügliche Arbeit getan und über den Einzelfall hinaus sehr Wichtiges für Ehre, Würde und Ansehen des deutschen Schauspielerstandes geleistet. Daraus ergibt sich, daß das Mittel zur Befreiung von Ausbeutung und Unterdrückung nicht von außen erwartet werden darf, sondern in der Solidarität und Aktivität der direkt Interessierten liegt. Daß noch viel Aufklärungsarbeit zu verrichten bleibt, hat der Schrupf-Prozeß ebenso dargetan wie umgekehrt, daß auch in den freieren Berufen endlich ein wenig soziales Gefühl zu entstehen scheint. Genossenschaftliche Vereinigung auch in den Kreisen der Künstler aller Arten, — das ist die Forderung der Stunde. Teilnahme der Geistigkeit am Kampfe gegen die Herrschaft zufälliger Mächte. Wenn Ernst Schrupf einigen von denen die Augen geöffnet hat, die in ihrer Künstlereitelkeit meinten, bis zu ihrer Höhe dringe der Lärm sozialer Bewegungen nicht hinauf, dann soll auch sein Name in alle Zukunft gesegnet sein.

Bemerkungen.

Theater. Die Schrupf-Angelegenheit hat mich um die Möglichkeit gebracht, die Theaterereignisse des letzten Monats hier nach Wunsch zu betrachten. Es war meine Absicht gewesen, dem aus dem Verband des Schauspielhauses ausscheidenden Frl. Lina Woiwode eine ausführlichere Würdigung als Abschiedsgruß auf den Weg zu geben. Daran hindert mich nun der Raummangel, und ich muß mich damit begnügen, meine Anerkennung ihrer künstlerischen Persönlichkeit in ein paar Worte zusammenzufassen. Lina Woiwode, die als ganz kleine Anfängerin in das Stollbergsche Ensemble eintrat, hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu dem entwickelt, was sie heute ist: zu einer Schauspielerin von Können und Eigenart. Ihre Frische und Schönheit prädestiniert sie zur Lustspiel-Liebhaberin, aber sie hat sich in den Grenzen ihres Fachs über die Heraushebung des äußeren Charmes hinaus fähig ge-

zeigt zu charakterisieren, und auch in ernstern Dramen natürliche Anmut mit feinfühlerndem Verständnis zu verbinden. Das Schauspielhaus verliert in ihr eine seiner wertvollsten Kräfte, und es bleibt sehr fraglich, ob Herr Direktor Stollberg unter seinem zurückbleibenden Personal einen auch nur einigermaßen entschädigenden Ersatz für Frä. Woiwode wird finden können. Vielleicht hört er auf die Stimme, die ihm rät, das hochbegabte und bisher etwas vernachlässigte Frä. Consuela Nicoletti mehr in den Vordergrund zu stellen, und den durch Frä. Woiwodes Fortgang entstehenden Verlust durch eine gehörige Auffrischung im männlichen Personal halbwegs wettzumachen.

Sehr bedauere ich, mich nicht ausführlich mit einem Stück beschäftigen zu können, mit dem Herr Baron Frankenstein viele Sünden gut gemacht hat, und dem die Tageskritik leider gar nicht gerecht zu werden mußte. Ich meine die Tragikomödie „Die Erben“ von Karl von Levetzow, die unter Steinrücks vorzüglicher Regie am Residenztheater in Szene ging. Das ist, trotz mancher Seltsamkeiten, das Werk eines wirklichen Dichters, der Großes will und in diesem halbhistorischen Sklavenaufstandspiel zeigt, daß er das Zeug zu Großem in sich hat. Die Darstellung gehörte zum Besten, was seit Jahren in München gesehen wurde (Herr von Jacobi hat daran starken Anteil). Leider darf ich mein Lob hier nicht näher begründen. Es wäre mir aber schon eine große Genugtuung, wenn diese Andeutung die neue Ansetzung des Stückes an ein paar Abenden bewirken könnte, und wenn dieser und jener Leser, der sich von der unverständigen Kritik der Tagesrezensenten abschrecken ließ, selbst zu urteilen, das Versäumte noch nachholte.

Bayerisches, Allzubayerisches. Die Zentrumsparthei, die gottesfürchtig und geschäftstüchtig das wunderschöne Bayern ganz selbständig in Grund und Boden regiert, hat ein Schikanengesetz zuwege gebracht, nach dem sich künftighin die Fähigkeit, Genieindebeamtet zu sein, nach der zweikönigstreuen Gesinnung der Bewerber entscheiden soll. Die Sozialdemokraten sind darob begreiflicherweise außer Rand und Band. Denn wenn die in Partei- und Gewerkschaftsämtern nicht mehr unterzubringenden Genossen nicht mal mehr Bürgermeister werden können, dann hört doch alle Gemütlichkeit auf. Nun weinen sie über Vergewaltigung und fluchen in allen Tonarten gegen das schändliche Ausnahmegesetz. Und sie haben Anlaß, unglücklich zu sein. Denn von ihrer revolutionären Gesinnung haben sie weiß Gott, hierzulande noch niemals Gebrauch gemacht. (Die Erinnerung an die Pariser Commune gehört ins Schaufenster, erklärte Herr von Vollmar einmal.) Zur Beerdigung des alten Prinzregenten zog die ganze

Fraktion mit, und beim Königshoch sind diese Rebellen gewiß nie mit den Aerschen kleben geblieben. Andererseits haben sie aber doch keinen Anlaß, zu wehklagen. Denn wenn jemand mit einem Parteiprogramm pürschen geht, in dem er sich als internationaler Antimonarchist an die Brust schlägt, dann braucht seinen konservativen Feind die solid staatserhaltende Praxis nicht zu kümmern, und er kann mit einem Anschein von Logik sagen: ich werde doch nicht den Bock zum Gärtner machen! Sobald sich die Sozialdemokratie als das allgemein bekennen wird, was sie in Wirklichkeit ist, als eine kleinbürgerliche demokratische Reformpartei, die von Revolution und Sozialismus himmelweit entfernt ist, wird auch der demagogischste Parteitregner ihr nicht mehr mit der Bosheit schaden können, ihre Programmredensarten ernst zu nehmen. Außerdem steht es den Männern der Parlamentspraxis übel an, über unliebsame Majoritätsbeschlüsse hilflos zu greinen. Wer da meint, im Parlament sei der Wille des Volkes begründet und die Auserwählten im Landtag seien Macht, Volksgewissen und Freiheit in Person, der sollte sich doch, wo es um die Wurst geht, nicht einfach im Parlament an die Wand quetschen lassen. Gibt es denn in der Prannerstraße keine Pultdeckel?

Protest. Die Berliner Wochenschrift „Aktion“ ist neuerdings Gegenstand reger Aufmerksamkeit der kgl. preußischen Staatsanwaltschaft. Die konfisziert darauf los, daß man denken muß, der Herausgeber Pfempfert müsse das größte Schwein sein, das in deutschen Gauen herumläuft. Bald kitzelt ein Gedicht der Behörde in die Nase, daß sie den Unsittlichkeitsparagrafen, bald ein Artikel, daß sie das Aufreizungsgesetz niest. Das Bestreben des Blattes, Kunst und freie Kritik im Lande zu verbreiten, ist der öffentlichen Ordnung bisher verborgen geblieben. Wie es meistens geht: Die Pflichttreue waltet unerschütterlich bis zum Freispruch. — Freunde des Blattes haben eine Protestkundgebung gegen die ärgerlichen und zugleich komischen Konfiskationen veröffentlicht. Ich habe diese Erklärung nicht mitunterzeichnet, weil ich mit dem Wortlaut, soweit er über die Verwahrung hinausging, nicht einverstanden war, und weil ich ja hier die Möglichkeit habe, meine Protestempfindungen in die Worte zu kleiden, die mir passen. Und das sei hiermit geschehen. Verbote und Bestrafungen künstlerischer Arbeiten nützen weder der Staatsautorität, noch fördern sie Sittlichkeit und Reichstreue. Aber sie verbittern diejenigen, die betroffen werden, und blamieren den Geist, aus dem sie geboren sind, vor Gegenwart und Zukunft.

. . . . und neues Leben blüht aus den Ruinen, In diesen Tagen betritt Ernst von Possart (73jährig) als Franz Moor (18jährig) die Bretter des Hoftheaters. Sicherem Vernehmen nach hat sich der greise Künstler für das nächste Jahr Frau Sara Bernhardt aus Paris verschrieben, um mit ihr zusammen Romeo und Julia zu spielen.

In kurzer Zeit erscheint im Verlage von
Paul Cassirer, Berlin:

Wüste-Krater-Wolken

Drei Gedichte

von

Erich Mühsam.

Mitteilungen über Preis, Ausstattung etc. des Buches folgen im nächsten Hefte des „Kain“. Vorbestellungen nehmen schon jetzt entgegen: **Der Verlas: Paul Cassirer, der Kain-Verlag und alle Buchhandlungen.**

In kurzer Zeit erscheint im

Kain-Verlag, München:

Die Freivermählten.

Polemische Schauspiel in drei Aufzügen

von

Erich Mühsam.

Vorbestellungen schon jetzt beim Kain-Verlag und bei allen Buchhandlungen.

Adolf Schustermann



Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24



Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

PHÖBUS

Monatsschrift für Aesthetik und Kritik des Theaters. Herausgeber Heinz Eckenroth

Das erste Heft ist soeben erschienen.

Abonnementspreis: vierteljährlich M. 2.—, Einzelheft M. 0.75.

Der „PHÖBUS“ ist durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag zu beziehen.

PHÖBUS-VERLAG, MÜNCHEN, BAADERSTRASSE 1a.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis I

Erste Referenzen

Von der Wüste

Gedichte von ERICH MÜHSAM

(vergriffen), sind noch einige Exemplare zum Preise von Mk. 10.— vom Verfasser, Akademiestrasse 9/II zu beziehen.

Jahrgang IV.

No. 4.

Mitte Juli 1914.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Frank Wedekind. — Wider die Zensur! — Bemerkungen: Berta von Suttner. — Serajewo. — Tröstliche Aussichten. — Die neue Aera. — Zur Abwehr.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Durch alle Buchhandlungen, sowie durch
den KAIN-VERLAG zu beziehen:

KAIN Jahrgang I 1911|12

„ „ II 1912|13

„ „ III 1913|14

à 3 Mark.

Die Wüste • Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam.

✻ Preis Mk. 10.— ✻ ✻ Preis Mk. 2.— ✻

Kain - Kalender

für die Jahre 1912 u. 1913 zum Preise von je M. 1.—

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Probefbände des Kain

enthaltend 3 Hefte zum Preise von 50 Pfg.

Zu beziehen durch den Kain-Verlag, Baaderstr. 1a.

***Freunden des Kain sei nahegelegt, die
Probefbände an Bekannte zu empfehlen !***

DIE HOCHSTAPLER

Lustspiel von ERICH MÜHSAM

Preis Mk. 2. -

Jahrgang IV.
No. 4.

München,
Mitte Juli 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes); Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Frank Wedekind.

Es ist nötig, den fünfzigsten Geburtstag des Dichters Frank Wedekind in besonderer Weise zu feiern. Nicht, weil ein fünfzigster Geburtstag im menschlichen Leben ein Höhe- oder Wendepunkt wäre — derlei Gesetze gibt es nicht —, auch nicht, weil Frank Wedekind es noch nötig hätte, vor bläffenden Philistern verteidigt und in sein Recht gesetzt zu werden, sondern weil der Name Wedekind Schlachtruf und Fahne, weil sein Werk vom Blut der Gegenwart und sein Geist vom Geist der Zukunft ist.

Zu literarhistorischen Betrachtungen über die Lebensarbeit des Mannes hat es Zeit. Denn aus köstlich reicher Produktivität wächst ihm Schöpfung auf Schöpfung unter den Händen, und jede ergänzt, erweitert und klärt das Gesamtbild seines Werkes. Den Menschen selbst wollen wir in dieser Stunde grüßen, den unwandelbaren Charakter, der mit ihm geboren ist, sein dynamisches Wesen, kraft dessen er dichtet und wirkt, — vor die Persönlichkeit Frank Wedekind wollen wir hintreten in Feier und Huldigung.

Jeder, der im Werk dieses Dichters den Puls genialischen Wallens spürt, mag aus dem Bilde seiner Dichtung gewordenen Individualität die Züge für sich herausuchen, die ihn besonders bereichert haben. Einen wird der Lyriker Wedekind am nächsten angehen, einen anderen der Erotiker, der Spötter, der Zeitkritiker. Aus jeder dieser Perspektiven kann das Licht auf ihn fallen, und stets wird es eine höchst ungewöhnliche, höchst merkwürdige und höchst bedeutende Persönlichkeit bestrahlen. Mir kommt es zu, den Wert in Frank Wedekinds Wesen zu betonen, der mir am stärksten Erlebnis geworden ist —, und das ist sein Wert als Kämpfer, als Bekenner, als Revolutionär.

Deshalb gilt mir Wedekind als der stärkste literarische Repräsentant dieser Zeit, weil seine Kunst von dem gegenwärtig neu sich bildenden Geist am meisten empfangen hat, und weil sein Schaffen, sein Leben, sein Atem schon wieder neu formend auf diesen Geist eingewirkt hat. Wedekind ist Moralist und Propagandist aus dem Grunde, Einer, dem alles Dichten ein Suchen nach Wahrheit ist und ein Verkünder neuer Wahrheiten. Wo er aber nicht Agitator und Prediger ist, da ist er Bekenner, und wo er Bekenner ist, da ist er Ankläger.

Wedekinds Anfänge als Dramatiker fallen in die Zeit des konsequenten Naturalismus. Diese Richtung mit ihrem unlebendigen Abmalen der nüchternen Wirklichkeit mußte dem leidenschaftlichen Ideemenschen in der Seele zuwider sein. In keinem seiner Werke gibt er dem Einfluß der Bewegung Raum, die damals das ganze literarische Deutschland wie ein Sturm bewegte. Der Forderung nach realistischer Kunst hatte sein durchaus romantisch gearteter Geist nur bissigen Spott entgegenzusetzen, wie er sich in der prachtvollen Ballade „Das Lied vom armen Kind“ entlud. Zur gleichen Zeit aber, als Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ und Holz' und Schlags

„Familie Selicke" als die Offenbarungen letzter dichterischer Möglichkeiten verkündet wurden, schuf Wedekind seine ergreifende Kindertragödie „Frühlings-erwachen", dies tief poetische Werk, das seinen Dichter schon in allen Eigenschaften, die in den späteren Dramen Ausdruck gewinnen, spiegelt: als den freien, vorurteilslosen Beobachter seelischer Komplikationen, als den lyrischen Gestalter ungewöhnlicher Erlebnisse, als den kühnen Erfinder phantastischer Vorgänge und als den rücksichtslosen Ankläger in der Zeit begründeter Mißstände.

Ganz und gar subjektiv ist die Kunst Wedekinds, und weil sie zugleich ganz und gar Kunst ist, übt sie die rebellierende Wirkung aus, die nun schon die zweite Generation an ihrem Kunstgestalten erfährt. Wedekind hat — das läßt sich heute gar nicht mehr bezweifeln — in ganz gewaltigem Maße dazu beigetragen, daß in ganzen Zeitaltern aufgebaute Moralien vor unserer Kritik aufgelöst wurden, und daß eine auf neuem Schauen begründete neue Moral sie verdrängt. Mit Lulu, Lisiska, Effie ist ein neuer Frauentypus entstanden, insofern, als dieser Typus durch Wedekinds Vermittlung erst in seiner Art erkannt wurde. Der Marquis von Keith und Veit Kunz räumen so radikal mit alten Dogmen und Vorurteilen auf, stellen die Beziehungen zwischen dem schöpferischen Menschen und seiner Umwelt in so ganz neue Beleuchtung, daß die auf Wedekinds Erscheinung nicht durch eigene Kultur vorbereiteten Vertreter überkommener Ordnungen entsetzt und empört vor seinem Werk stehen und die Staatsmacht dagegen zur Hilfe rufen. Hier ist die tiefste Ursache für die Verken- nung und Verleumdung der Wedekindschen Dichtungen: sie beruht gerade auf dem instinktiven Gefühl des widerstrebenden Bürgers, daß sein Wesentlichstes und Bürgerlichstes, seine faule Zufriedenheit im Nachleben ererbter Anschauungen von der überlegenen Gewalt einer vitalen Genialität in den Boden

getreten wird. Welche verzweifelten Anstrengungen die bürgerliche Reaktion gemacht hat, um dieses Empfindens, ihre ethischen Unterlagen zu verlieren, Herr zu werden, das zeigt sich am klarsten in den Dichtungen, zu denen Frank Wedekind vor ihr flüchtete, in den erschütternden Bekenntnisstücken des verkannten Idealisten „So ist das Leben“, „Hidalla“ und „Zensur“. Hier stellt sich der Mensch, der Repräsentant neuer Erkenntnisse, in Person vor sein Werk, um sein Tun und Wollen und sein Dichten zu verteidigen mit Tränen und mit Blut.

Mit den Jahren immer bewußter und immer stärker entfaltet Wedekind in sich den Polemiker und den Propagandisten verbesserter Menschlichkeit. In seinen letzten Werken „Der Stein der Weisen“, „Franziska“ und „Simson“ erweitert er die Proklamation seines Weltbildes zu sehr ernsten Untersuchungen der tiefsten Vorgänge im menschlichen Geist. Da muß nun leider konstatiert werden, daß der Dichter auf einer Seite Widerstand findet, auf der er ihn nicht mehr hätte erwarten dürfen. Plötzlich fällt es gewissen Kritikern, die solange sie jung und temperamentvoll waren, Wedekinds freudigste Gefolgschaft bildeten, ein, ihm die Polemik, auf der von jeher seine beste dichterische Kraft beruhte, übelzunehmen. Mit einer Schärfe, die jeden Respekt vor der bisher anerkannten Größe und Bedeutung des Dichters außer acht läßt, fällt man über ihn her, verlästert ihn wie irgendeinen gleichgültigen Komödienschreiber und tut sich dabei noch viel auf die Unbestechlichkeit des Urteils und den kritischen Weitblick des Warneis zur rechten Zeit zugute.

Es soll hier nicht davon geredet werden, daß Herr Siegfried Jacobsohn mit seinem plötzlichen Frontwechsel den Pfaffen und Philistern, die bisher das schöne Vorrecht hatten, alles Starke, Rebellische, wahrhaft Trotzige anzugeifern, direkt in die Hände arbeitet. Jeder muß wissen, wohin er sich im Kampf

um geistige Werte postieren will, und was ein rechter Theaterkritiker ist, der pfeift schließlich auf Ethik, Revolution und Philosophie in der Kunst. Aber betrübend ist es anzusehen, wie Leuten, die doch etwas vom Fach verstehen, bei ihrer Angst, moralische Ideen eines Dichters als dichterische Werte anerkennen zu sollen, das kritische Verständnis für das Kunstwerk selbst vor die Hunde geht. Von der Großartigkeit der dem „Simson“ zugrunde gelegten Idee, nach der erst dem geblendeten Titan die Augen über die geheimsten Dinge aufgehen, von der Herrlichkeit der Verse des Gedichts, von der tiefen Poesie besonders des zweiten Akts, wo Simson die Mühle dreht, hat Jacobsohn keinen Hauch verspürt, um nur um des Himmels willen die „Schaubühne“ keine moralische Anstalt werden zu lassen. Das sind sehr schmerzliche Erfahrungen, umso schmerzlicher, wenn man vergleicht, was diejenigen, die 'nun angeblich der wohlverstandenen wahren modernen Kunst zuliebe von Wedekind abrücken, gegen ihn auf den Sockel heben. Für Jacobsohn ist Carl Sternheim der große Dichter unserer Tage. Sternheim ist ein begabter Dramatiker, der den Dilettanten noch nirgends ganz abgestreift hat, und der ohne Ueberschwang an innerlicher Beteiligung sich über Leute lustig macht, die er sozial unter sich rangiert glaubt. Boshaft ohne das Zeug zum tieferen Satiriker, hie und da geistreich, aber nie genötigt von drängfinden Ueberzeugungen.

Wie erklärt sich nun das merkwürdige Umschwenken dieses und anderer Kritiker? (Zu meiner größten Betrübniß mußte ich den mutigen, kämpferischen Ulrich Rauscher auf denselben Wegen finden, und zwar ebenfalls unflätig den größten der lebenden Dichter anjohlend). Ich habe nur eine Deutung für den Umfall. Die liegt in der grenzenlosen Blasiertheit unserer Zeit, in der Unfähigkeit und dem Widerstand, Großes anzuerkennen, mitzugehen, wenn In-

brunst und Ergriffenheit ruft. Es ist die Blasiertheit, die gerade in Carl Sternheim ihren literarischen Ausdruck findet, und mit der Frank Wedekind Gott sei Dank so garnichts gemein hat. Die jungen Leute der jüngsten Gegenwart treten so reif, so fertig ins Leben ein, daß ihnen zu lernen und zu empfangen garnichts mehr übrig bleibt. Man lese nur ihre Lyrik, um das zu erkennen. Weltweise und abgeklärt, — aber nein: tatfaul und abgestanden.

Der fünfzigste Geburtstag Frank Wedekinds mag die Gelegenheit bieten, den jungen Nachwuchs, die Studenten und Künstler zur Lebendigkeit zu ermahnen. Arbeitet an der Zeit, in die ihr gestellt seid! Nehmt teil an den Wandlungen der Kultur und des Geistes, denen Wedekinds Leben und Dichten gewidmet ist! Wacht auf zu Leidenschaft und Begeisterung, auf daß spätere Geschlechter nicht mit Verachtung von unseren Tagen reden dürfen!

Wider die Zensur!

Wo die Kultur des Geistes frei, stark, um kein Reglement bekümmert Werte schafft, da weckt sie zugleich mit der Freude zukunftsfroher Menschen das Mißtrauen aller, die in der Versteinung der Gewohnheiten die Gewähr für die Ungestörtheit ihrer Bequemlichkeit ehren. Das sind die Spießbürger, die (mögen sie politisch wählen, wen sie wollen) die Kerntuppe aller Reaktion bilden, weil sie sich in der Stagnation ihres eigenen Lebensinhaltes nur sicher fühlen, wenn auch außerhalb ihrer persönlichen Gehirnsphäre jede Emotion gebremst ist. Es läßt sich leider nicht in Abrede stellen, daß der dem Geiste widerstrebende Rumpf der Unkultur aus der gewaltigen Ueberzahl aller Mitmenschen besteht. Die einzige, aber furchtbare Waffe dieses Heeres gegen den Geist ist Indolenz und Passivität. Die völlige Teilnahmslosigkeit der Meisten, die gänzliche Abwesenheit von Initiative, Produktivität und Kritik bei ihnen, die die letzte Ursache aller Regierung ist, hat sich unbewußt und ohne Ahnung von solchen Zusammenhängen das aktive Werkzeug gegen die vitalen Mächte schaffender Geistigkeit selbst geboren. Der dumpfe Haß der Bequemlichkeit gegen das

Leben ist Behörde geworden. Das gähnende Maul träger Geschäftlichkeit schnaubt Paragraphen aus.

Die Polizei, ihrem ursprünglichen Wesen nach die Dienstmagd der Allgemeinheit, hat sich, da sie ihren Auftraggeber willenlos und zur Abwehr unlustig fand, zu ihrer Herrin gemacht. Die nahezu unumschränkte Macht, die die Polizei sich nach und nach und ohne bei ihrem Brotherrn Widerstand zu finden, erobert hat, und die heute schon weit größer ist, als die Macht von Fürsten und Gesetzgebern, mußte ganz natürlich eine unbändige Herrschsucht mit sich großziehen, eine Herischsucht, die — ebenso natürlich — ihre Spitze hauptsächlich gegen die Wenigen richtet, die sich nicht gottergeben in jede Laune fügen mögen.

Man mag sagen, Polizei ist ein Abstraktum, etwas Unpersönliches also, das persönliche Eigenschaften nicht haben und nur in einzelnen Beamten betätigen kann. Aber das ist falsch. Es gibt Abstrakta, die in ihren Daseinsäußerungen völlig ausgeprägte Charakteristika zeigen, als wenn ein leibhaft funktionierendes Gehirn in ihnen arbeitete. Das gilt für den Staat, für die Polizei, für Ministerien, Redaktionen, Gerichtsbarkeiten etc. Das einzelne Individuum, das als Beamter oder Teilnehmer Substrat des abstrakten Wesens ist, denkt, fühlt und handelt ganz anders als der Organismus, dessen Teil er ist. Der einzelne Polizeibeamte kann ein ganz prächtiger Mensch sein, ja, alle Polizeibeamte können vortreffliche Menschen sein, die in ihrem privaten Charakter niemanden wehtun möchten und ganz freiheitlich empfinden. Aber zur Behörde vereinigt, streifen sie ihre persönliche Wesenheit ab, und es entsteht ein unsichtbares abstraktes Ungeheuer, es entsteht eine korporative Seele, die selbständige Persönlichkeit in sich entwickelt, selbständig denkt und selbständig fühlt, die sogar ausgeprägter Affekte fähig ist, aber, weil sie keinen Horizont hat, in all ihren Maßnahmen lähmend und lebenerstickend wirkt.

Wenn diese fast metaphysische Erklärung richtig ist, kann ich, ohne einzelnen Personen nahezutreten, die ihre Funktionäre sind, von der Polizei behaupten, daß sie herrsch- und rachsüchtig ist, und daß ihren Sinn gegen alles, was sich gegen ihre Tyrannei auflehnt, ein unversöhnlicher und ungebändigter Haß beseelt.

Wesen und Zweck der Polizei ist, die Abwicklung alles öffentlichen Geschehens zu regulieren, einzuschachteln und zu nummerieren. Das Recht zu verbieten und zu strafen hilft ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe und das indifferente Allesdulden der Spießbürger erleichtert ihr die Tätigkeit. Ausserhalb der paragraphierten Geschäftsordnung steht der Mensch

des geistigen Lebens, der Forscher und der Künstler. Die Polizei hat einen Instinkt dafür, daß auch hier ein Korporativwille waltet und zwar ein solcher, der der Beschaffenheit der amtlichen Seele diametral entgegensteht. Auf diesen Willen reagiert die Polizei mit Haß, und dieser Haß ist gemeingefährlich, weil er sich auf physische Machtmittel stützt.

Am unerfreulichsten ist der Polizei das Phänomen der Kunst. Denn — auch hier ist sie von richtigem Instinkt geleitet — Kunst als individuellster Ausdruck seelischer Beweglichkeit duldet kein Reglementieren und widersetzt sich seiner Natur gemäß gegen den Zwang einer schematischen Ordnung. Um diesen Widerstand zu beugen hat sich die Polizei wenigstens gegen die Art Kunst, die zur Vermittlung an den Genießer fest organisierter Anstalten bedarf, eine Handhabe der Oberaufsicht geschaffen: die Zensur.

Durch die Hintertür der Verordnung, da ein Staatsgesetz ihr den Weg nicht freigab, hat sich die Polizei die Möglichkeit gesichert, Kunst zu verhindern. Den Vorwand aber, Theater, Dichter und kunstwilliges Publikum zu schädigen, bietet ihr die Sittlichkeit, diese von Priestern eingeführte Institution, die der Kirche ihr Lebenselement, die Sünde, liefert. Damit trifft die Polizei die Kunst an ihrem wichtigsten Nery, damit durchsticht sie ihr die Schlagader. Denn die Achse, um die alles Leben kreist, ist die Sinnlichkeit, und der stärkste Antrieb aller Kunst ist die Erotik. Das abstrakte Gehirn der Polizei aber ist unsinnlich, unerotisch, daher verfolgt sie alles, was vom Geschlechtlichen weiß, was das Geschlechtliche im Menschen bejaht, mit ihrem Haß.

Wieder einmal hat sich der Haß der Münchner Polizei, die in ihrer sittlichen Beschränktheit jede Schwesterbehörde in den Schatten stellt, gegen ein Kunstwerk von Weltbedeutung entladen. Wedekinds dramatisches Gedicht „Simson oder Scham und Eifersucht“ ist ihrer Moral zum Opfer gefallen. Unter den Gratulanten zum fünfzigsten Geburtstage durfte der nicht fehlen, der dem Dichter das Leben seit Jahrzehnten vergällt, und der doch nicht hindern konnte, daß sein Werk den Geist unserer Zeit reicher befruchtet hat als der jedes anderen Dichters. Seit Monaten war das Stück vom Schauspielhaus angenommen und der Zensur eingereicht, seit Wochen hatten die Proben gewährt, zu denen Künstler von der Bedeutung Friedrich Kayßlers und Helene Fehdmers hergekommen waren, aber erst wenige Tage vor der Aufführung kam, wie aus hämischer Absicht, das Verbot.

Es scheint, als wollte nun endlich auch der Münchener Zensur und ihrem lieblichen Beirat die Hybris kommen. Ich tue

mir etwas darauf zugute, daß es meine Initiative, mein Entschluß und meine Tat war, eine öffentliche Versammlung zu veranstalten, um der Macht des Säbels die Macht des Geistes entgegenzustellen. Am 6. Juli sprach ich im vollbesetzten Saale der Schwabinger Brauerei über das Thema: „Die Bevormundung des Geistes durch den Säbel.“ Die Tagespresse („Münchn. Neueste Nachrichten“, „Münchner Ztg.“ und „Münchner Post“) hat diesmal ihre Pflicht getan und ausführlich und korrekt über den Hergang der Versammlung referiert. Ich kann mir daher eine Wiederholung sparen. Der vorläufige Erfolg der Veranstaltung war der mit überwältigender Majorität angenommene Beschluß, folgender von mir vorgelegten Resolution zuzustimmen:

„Die am 6. Juli in der Schwabinger Brauerei tagende Versammlung beschließt folgende Kundgebung:

Die polizeiliche Theaterzensur ist ein Rudiment vormärzlicher politischer Zustände. Sie bewirkt die Unterbindung einer Verständigung zwischen den geistig Schaffenden und dem Volk. Sie bedeutet eine Bevormundung des kunstfreundlichen Publikums, die die Versammlung als überflüssig, schädlich und unwürdig bezeichnen muß.

Die Münchener Zensurbehörde insbesondere handhabt ihr Amt in einer Weise, die unausgesetzt Mißtrauen und Verbitterung erregt. Das Verbot des dramatischen Gedichts „Simson“ von Frank Wedekind muß, nachdem das Werk in Wien und Berlin ohne Beanstandung aufgeführt worden ist, wie beabsichtigte Schikane wirken. Die Versammlung protestiert nachdrücklich gegen dieses Verbot und verurteilt gleichzeitig das Verhalten des Zensurbeirates in der Angelegenheit.

Die Versammlung erwartet, daß die dem Zensurbeirat angehörenden Herren angesichts des subalternen Charakters und der Einflußlosigkeit ihrer Tätigkeit unverzüglich auf ihr Ehrenamt verzichten und sich solidarisch den gegen die Zensur gerichteten Bestrebungen ihrer Standes- und Bildungsgenossen anschließen werden.

Die Versammlung hält eine starke Volksbewegung für zeitgemäß und geboten, die die völlige Abschaffung der als überlebt und kulturwidrig erwiesenen Polizeizensur zum Ziele hat.“

Der Erfolg dieser Willensäußerung ist, wie gesagt, nur ein vorläufiger. Es wird gar keiner sein, wenn nicht starke Gegenmaßregeln gegen die kunstfeindlichen Handlungen der Zensur schleunigst ergriffen werden. Ob die Herren vom Zensurbeirat der Aufforderung von über 700 Akademikern und Künstlern folgen und ihr Amt niederlegen werden, ist dabei am wenigsten belangvoll. Tun sie es nicht, so wird man wissen, daß man sie

allesamt neben Herrn v. Possart (dem in der Versammlung, nicht nur von mir, übel zugesetzt wurde) aus der Reihe der Kulturförderer streichen und in die Liste der Polizeifunktionäre einzureihen hat. Wenn sie sich in der Rolle von Amtsberatern, deren Stimme nur gehört wird, wenn sie gegen die Kunst spricht, wohl fühlen, — dann verlieren wir anderen nicht viel mit diesen Kollegen.

Meine Vorschläge, praktische Mittel gegen die Zensur anzuwenden, mußten sich auf platonische Anregungen beschränken, die ich gleich bat, cum grano salis aufzufassen. Erstens stellte ich zur Erwägung, ob nicht die Theaterdirektoren, nach dem Beispiel der Berliner Filmfabrikanten, sich fortan weigern sollten, Stücke zur Zensur einzureichen. Wenn so etwas aus ideellen Gründen geschieht und das Publikum eine Zeit lang nur Rekapitulationen alter Reportoirestücke zu sehen bekommt, würde das doch vielleicht einen Druck auf die Regierung ausüben und mindestens die Zusicherung eines weniger rigorosen Verfahrens bewirken können. Als zweites Mittel deutete ich eine Möglichkeit an, wie man gegen jedes Zensurverbot durch Schädigung der kgl. bayerischen Staatskasse demonstrieren könnte, da ja die Münchner Polizei jeden Protest der kommunalen Behörden damit beantwortet, daß sie eine königliche Einrichtung sei, die Stadt ihr also nichts zu sagen habe. Man sollte deshalb versuchen, meinte ich, nach jedem Zensurverbot einen vierwöchigen Demonstrationsboykott über das staatliche Institut zu verhängen, das am meisten auf das Wohlwollen des Publikums angewiesen ist: über das Hofbräuhaus. Meine Bedenken gegen diesen Vorschlag habe ich gleich selbst geäußert, deshalb hätten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ nicht garso schweres Geschütz dagegen aufzufahren brauchen. Dieser Passus war ja auch wirklich nicht der wichtigste in meiner Rede. Da das Blatt indessen auffordert, ernste Vorschläge zu machen, wie dem Mißstande der Polizeizensur zu begegnen sei, will ich eine weitere Anregung zur Diskussion stellen, die ich auf ihre Durchführbarkeit juristisch zu prüfen bitte.

Bekanntlich hat die Münchner Polizei für geschlossene Aufführungen ganz bestimmte Normen aufgestellt, die sehr streng sind, aber wenn sie strikt innegehalten werden, die Zensur der Möglichkeit einer Einmischung berauben. Danach kann ein Verein für seine Mitglieder und deren Angehörige, falls auf öffentliche Voranzeigen und auf Billetenverkauf an der Abendkasse verzichtet wird, zensurfreie Aufführungen veranstalten. Die Bestimmung, daß auch im redaktionellen Teil der Zeitungen keine Mitteilungen erfolgen dürfen, halte ich für ungesetzlich. Das ist ein Versuch, auf Umwegen wieder eine Zeitungszensur

einzurichten, gegen den die Presse sich energisch wehren sollte. — Um nun die Verbote der Polizeizensur dauernd unwirksam zu machen, schlage ich folgendes Mittel vor: Nach jedem Verbot konstituiert sich ein besonderer Verein mit dem Zwecke, seinen Mitgliedern und deren Angehörigen die betreffende Vorstellung zugänglich zu machen.

Zum Beispiel: Es konstituiert sich der Verein „Simson.“

Statuten: § 1. Zweck des Vereins ist, seinen Mitgliedern und deren Angehörigen die Vorstellung von Frank Wedekinds dramatischem Gedicht „Simson“ in München zugänglich zu machen.

§ 2. Der einmalige Beitrag beträgt 1 Mark.

§ 3. Jedes Mitglied hat das Recht, den vom Verein zu veranstaltenden geschlossenen Aufführungen des „Simson“ beizuwohnen und seine Familienmitglieder mit einzuführen.

§ 4. Als Entgelt für jede Vorstellung hat das Mitglied den jeweils gültigen Preis für seine Plätze im Theater zu bezahlen. Das erste Mal erhält das Mitglied für seine Person 1 Mark Ermäßigung.

§ 5. Geschlossene Vorstellungen werden veranstaltet, so oft eine genügend große Zahl Mitglieder vorhanden ist, die noch an keiner Aufführung teilgenommen haben, oder sobald von einer genügend großen Zahl alter Mitglieder eine Wiederholung gewünscht wird.

§ 6. Der Verein löst sich auf, falls das Drama von der Zensur freigegeben wird, oder falls sein Zweck mangels Beteiligung neuer Mitglieder gegenstandslos geworden ist.

§ 7. Im Falle der Auflösung des Vereins wird das Vereinsvermögen unter denjenigen Mitgliedern aufgeteilt, die an keiner der vom Verein veranstalteten Aufführungen teilgenommen haben.

Ich bin nicht Jurist genug, um beurteilen zu können, ob die Polizei irgendwelche rechtliche Möglichkeiten hätte, solchen Vereinen ihren Zweck zu unterbinden. Daher bitte ich die Tageszeitungen, soweit sie die Abschaffung der Zensur zu ihrer eigenen Forderung gemacht haben, sich mit meiner Anregung zu beschäftigen. Falls der Vorschlag gut ist, bitte ich interessierte Persönlichkeiten sofort zwecks Konstituierung des Vereins mit mir in Verbindung zu treten. Vielleicht spielt dann Kayßler doch noch bei uns den Simson.

Natürlich dürfen wir uns nicht mit solchem Katz- und Mauspielen mit der Polizei zufrieden geben. Die Forderung, die im letzten Absatz der Resolution zum Ausdruck kommt, muß mit allem Nachdruck in ganz Deutschland erhoben werden. Die Polizeizensur muß rasch und dauernd aus dem geistigen Leben des deutschen Volkes verschwinden.

Ich wiederhole deshalb hier den Aufruf, mit dem ich meine Rede in der Versammlung schloß, und den ich auch in der von Friedenthal besorgten Wedekind-Anthologie, die in diesen Tagen bei Georg Müller erscheint, zur Geltung brachte:

Alle Organisationen, die künstlerische und kulturelle Tendenzen verfolgen, mögen sich in der Forderung vereinigen: fort mix der Zensur! Mit diesem Streben möge der Goethebund zu neuem Leben erwachen! Diesen Schlachtruf mögen alle künstlerischen Vereine erheben, alle Organisationen der Schriftsteller, Schauspieler, Theaterdirektoren, bildenden Künstler und Musiker. In Schriften und Volksversammlungen mögen sie Stimmung machen gegen die Einrichtung, die den Geist unter die Willkür ungeistiger und kulturfeindlicher Mächte beugt.

Was die Polizei treibt, mit der Macht des Gewalthabers gegen den Geist und die Kunst zu arbeiten, das ist Haß. Wir, die wir die große Liebe zum Geist und zur Kunst haben, wir wollen gegen Gewalt und Bevormundung auch in uns den großen Haß züchten. — Und ihn betätigen!

Nachtrag. Inzwischen ist die Beschwerde des Direktors Stollberg gegen das Verbot des „Simson“ von der Regierung zurückgewiesen worden. Wer lacht da? Der Ministerialrat ist Vorgesetzter des Polizeipräsidenten, über beiden steht der Minister. Kein Verbot erfolgt ohne Zustimmung aller dieser Leute, die nachher mit ernster Miene das Verbot bestätigen. Die Staatsbürger aber lassen sich diese Instanzenkomödie gefallen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Bemerkungen.

Bertha von Suttner. Wir wollen in ehrender Haltung an die Bahre der Frau treten, die ein langes Leben lang mit gutem Eifer für eine gute Sache gestritten hat. Wir wollen das Andenken der Frau wachhalten, die in reinem Herzen erkannte, daß der Massenmord des Krieges von jeder wahren Religiosität aus gesehen ungöttlich und schlecht ist. Wir wollen den Manen Bertha von Suttners geloben, mit heiliger Leidenschaft das Ziel anzustreben, das sie ihrem Schaffen gesetzt hatte: den Weltfrieden. Unsere Wege sind andere als die der Verstorbenen. Wir glauben nicht an internationale Verständigung zwischen den Staaten. Denn wir wissen, daß Staaten feindliche Abgrenzungen der Länder gegeneinander bedeuten. Nicht die Regierungen werden die Kriege aus der Welt schaffen, sondern die Völker.

Kapitalistische Staaten haben kapitalistische Interessen, und kapitalistische Interessen wissen nichts von Idealen. Revolution von oben gibt es nicht. Solange es Staaten und Heere gibt, wird es Kriege geben. Wir nehmen Bertha v. Suttners Kampfruf auf, aber wir geben ihn nicht den Herrschern und Regierungen weiter, sondern den Völkern und Armeen: Die Waffen nieder!

Serajewo. Der verhaßteste Mann Oesterreich-Ungarns ist bei einem Repräsentationsbesuch in Serajewo erschossen worden. Seitdem ist er der beliebteste Mann Oesterreich-Ungarns. Früher wurde öffentlich gemeint, Franz Ferdinand von Este sei deutschfeindlich, pfaffenhörig und der schlimmste Kriegshetzer Europas. Jetzt war er die Hoffnung auf Frieden, Ordnung und Freiheit. Die Tat der jungen serbischen Patrioten wird als gräßlichste Niedertracht verschrienen und Deutschlands Nibelungentreue gegen alle großserbischen Gelüste herbeigerufen. Wollen wir nicht vielleicht gerecht sein? Ich habe wahrhaftig mit dem in Belgrad gezüchteten, von russischem Gelde genährten serbischen Nationalismus der Bosniaken garnichts gemeinsam, und die Tat Principis geht mir — zumal ihr auch die Frau des österreichischen Thronfolgers zum Opfer fiel — gegen das menschliche Empfinden. Aber der Fall liegt doch so, daß Bosnien, dessen Einwohner Serben sind und serbisch fühlen, von Oesterreichs Ländergier geschluckt wurde, und daß die gewaltsame Eingliederung in die Habsburger Monarchie mit allen Knebelungen, mit denen die neue Verwaltung arbeitet, als unerträglicher Druck empfunden wurde. Wenn ich mich auf den Standpunkt der Gabrilowitsch und Princip stelle, dann sehe ich zwischen ihrer Tat und der Wilhelm Teils, der den österreichischen Landvogt Gebler erschoss, keinen Unterschied. Beide Morde geschahen aus dem gleichen patriotischen Gefühl heraus, beide zu dem gleichen Zweck, das Vaterland von österreichischer Zwangsherrschaft zu befreien. Wenn die recht haben, die sagen, mit Franz Ferdinands" Regierungsantritt hätte ein Krieg zwischen Oesterreich und Rußland ausbrechen müssen, dann gilt für mich die Rechnung, daß die tötlichen Schüsse in Sarajewo ganz Europa vor dem denkbar entsetzlichsten Unglück bewahrt haben. Das Mitgefühl mit den Getöteten, verbunden mit dem Respekt vor dem großen persönlichen Mut, den Este in seiner letzten Stunde an den Tag legte, kann noch so wahr sein, — ein verhinderter Krieg war das Opfer wert. Mitgefühl und Respekt kann ich aber auch denen nicht vorenthalten, die die Tat gewagt haben. Sie haben ihr junges

Leben einer Sache geopfert, die ihnen heilig war. Mögen sie dafür gehenkt werden — gut: sie wußten, daß das ihr Schicksal sein werde. Aber furchtbar ist, was in Serbien jetzt behauptet wird und was, da niemand es bestreitet, als wahr gelten muß: daß die österreichischen Behörden unter Anwendung von Inquisitionsfoltern den Verrat der Mitverschworenen aus ihnen herauspressen. Dagegen bäumt sich jedes Gefühl auf, daß Idealisten, die um ihrer Sehnsucht willen das eigene Leben zum Pfand setzten, zu sinnlosem Schmerz gepeinigt werden, um sie zu Schurken an ihresgleichen zu machen. Vor solcher Entsetzlichkeit wendet sich der Rest jeder Sympathie von Oesterreich ab, und selbst den Nichtpatrioten beschleicht die Scham vor dieser Bundesgenossenschaft. Was die serbischen Verschwörer vollbrachten, das war ein Verbrechen — gewiß. Denn höchstes ethisches Gesetz ist Ehrfurcht vor dem Leben der Mitmenschen. Was aber an ihnen geschieht, ist ärger als Verbrechen, weil es ohne den heiligen Zorn geschieht, der den Mördern die Hand führte, und weil ihnen nicht nur das Leben, sondern auch die Seele gemordet wird.

Tröstliche Aussichten. Die Schläue der großmächtigen Diplomaten Europas hat eine neue Pleite zu verzeichnen. Aus dem Blut zweier entsetzlicher Kriege hatten sie eine Suppe zusammengepantscht, die die unglücklichen Völker des Balkans auslöffeln sollten. Um die ewigen Streitereien der zahlreichen Länder der Halbinsel abzustellen, hatte man ihnen ein neues Land zwischen die Flanken geschoben und ihnen damit natürlich ein neues Zankobjekt auf dem Präsentierteller dargeboten. Ein stellungsloser deutscher Fürst zog als Landesvater in Durazzo ein, und die Folge war erneutes schauerhaftes Morden und Sengen. Im Epirus stinken die Leichen zahlloser Getöteten, darunter hunderter Frauen und Kinder zum Himmel. Italien mobilisiert. Wilhelm, der Hilflose, packt die Koffer, und Europas Diplomaten stecken die Köpfe zusammen. Die Großmächte aber versichern den ganzen Balkan ihres ungetrübten Wohlwollens und rüsten gegeneinander. Wir leben in gesegneten Zeiten.

Die neue Aera. Am 1. Juli ist der große Umschwung im Münchener Nachtleben Ereignis geworden. Sechs Cafés bekamen von der Polizei die Erlaubnis, die ganze Nacht Gäste zu bewirten. Eins davon lehnte dankend ab, die anderen entfalten nunmehr zu nachtschlafender Zeit weltstädtisches Getriebe. Im ersten Heft dieses Jahrganges teilte ich den gewaltigen Entschluß der Polizei den aufhorchenden Lesern mit. konnte mich

aber schon damals nicht enthalten, dem Jubel der Bevölkerung einen Dämpfer aufzusetzen, indem ich schrieb: „Wir wollen doch erst mal abwarten, was für Einschränkungen die liebe Behörde ihrer Großmut mit auf den Weg geben wird.“ Meine Skepsis hat sich als sehr begründet herausgestellt. Hier sind die Einschränkungen: 1) Von 3—5 Uhr dürfen alkoholhaltige Getränke nicht verabreicht werden. (Lieber Münchner, du bist ein versoffenes Ferkel. Wenn dich nicht auf Schritt und Tritt eine Gouvernante begleitet, ergibst du dich der Völlerei und verkommst im Delirium.) 2) Die betreffenden Lokale haben von 12 Uhr ab nur männliches Personal zu beschäftigen. (Liebe Münchnerin. an dir, sofern du Kellnerin bist, geht die Wohltat der Polizei aus. Du hast fortan täglich auf die Einnahmen dreier Arbeitsstunden zu verzichten. Sofern du von deinem Verdienst Eltern oder Kind ernährst, such dir einen andern Beruf. Die Einrichtung ist nur getroffen, um die neue Ordnung in weitesten Kreisen beliebt zu machen.) 3) Die Wirte der Nachtcafes sind verpflichtet, ihre Lokale bis 6 Uhr früh offen zu halten. (Lieber Wirt: wenn schon, denn schon. Geht um 4 Uhr dein letzter Gast nach Hause, dann zahle wenigstens noch dein Personal und die Beleuchtung. Herr im eigenen Hause sein, ist eine schöne Sache, aber wenn du schon nicht um 3 Uhr alle Kunden hinauswerfen willst, dann mußt du wenigstens lernen, um 5 Uhr Fliegen zu fangen.) Jemand meinte, als er diese Vorschriften las. damit wolle die Polizei den Einwohnern (Münchens ihre Wohltat derart verekeln, daß sie im September (bloß bis dahin ist die Neuerung „probeweise“ vorgesehen) verkünden kann: Seht ihr. wir haben ja immer gesagt, daß kein Bedürfnis für Nachtlokale vorhanden ist. München ist eben keine Großstadt. — Aber es geschehen Zeichen und Wunder. Die Nachtlokale sind immer krachvoll, und kein Mensch geht vor 5 Uhr weg. Denn dann gibts wieder Bier und Schnaps

Zur Abwehr. Vor mir liegt ein Stapel Zeitungsausschnitte. Berichte über die Zensur-Versammlung in der Schwabinger Brauerei. Aber doch mehr als Berichte. Dokumente zur Zeitkultur. Die liberalen Blätter Münchens und die sozialdemokratische „Münchner Post“ haben, wie ich oben schon feststellte, sachliche Referate gebracht. Die scheiden also in diesem Falle aus. Was die Zentrumsorgane schreiben, liest ohnehin niemand. Ich sehe mir die auswärtige Presse an. Obenan liest der Bericht der „Vossischen Zeitung.“ Sehr sachlich, sehr korrekt die Mitteilung, daß eine Versammlung in München sich gegen die Polizeizensur gewandt und eine Resolution angenommen hat, die im Wortlaut folgt. Wer die Versammlung zusammenberufen hat, wer das Referat hielt, wer die Resolution einbrachte, wem die Versammlung zustimmte, das stellt nicht in der „Vossischen Zeitung“. Warum wird der Name unterdrückt? Weil es mein Name ist. — Alle anderen Zeitungen nennen den Namen. Und sie spucken dabei in die Hände. Will es ein Mensch, der dabei war, für möglich halten, daß fast sämtliche Blätter, die überhaupt von der Kundgebung Notiz nehmen, und zwar liberale und konservative in schöner Geistesgemeinschaft, in die Ueberschrift ihrer Glossen das Hofbräu-

haus hineinnehmen? „Ein Boykott des Hofbräuhauses" heißt es meistens. Die „Tägliche Rundschau" aber druckt in dicker Sensationsmanier „Erich Mühsam und das Hofbräuhaus." Also: man redet eine geschlagene Stunde über ein Thema, das die deutsche Bühnenkunst in ihrem Lebensnerv angeht, und die deutsche Presse, die sich nicht laut genug als Führer aller Kulturwerte rühmen kann, weiß ihren Lesern von der eindringlichen Demonstration nichts weiter zu erzählen als eine halb scherzhaft vorgetragene Kleinigkeit," die der Redner in drei Minuten abtat. Aber schön: das mag in der Natur des Schmocks liegen, daß er beim Anblick eines blühenden Baumes nach Blattläusen sucht. Es ist aber festzustellen, daß eine Anzahl großer Zeitungen eine Korrespondenz über die Versammlung druckt, die in bewußter Fälschung entstellte und erlogene Behauptungen verbreitet, um mich persönlich zu verunglimpfen und lächerlich zu machen. Ich führe einige von ihnen namentlich auf: „Tägliche Rundschau" (der ich eine § 11-Berichtigung gesandt habe), „Oberschlesische Grenzzeitung" (Beuthen O.-S.), „Breslauer Zeitung", „Thorner Zeitung", „Nationalzeitung" etc. In diesen Blättern wird behauptet: Ich hätte nach Annahme der Resolution (also als Clou der ganzen Veranstaltung) allen Ernstes zu einem Boykott des kgl. Hofbräuhauses aufgefordert. Hierauf habe sich ein unbeschreibliches Johlen und Pfeifen erhoben, „und schließlich mußte der Edelanarchist, der zudem noch den Münchner Nationalheiligen und früheren Hoftheaterleiter Ernst v. Possart in seinen Ausführungen in schwerster Weise beleidigt hatte, den Versammlungssaal fluchtartig verlassen." Die vielen Hunderte, die Zeugen der Versammlung waren, wissen, daß Wort für Wort dieser Darstellung erstunken und erlogen ist. Sie wissen, daß meine Angriffe gegen Possart von demonstrativem Beifall begleitet waren, daß meine — nebenbei vorgetragene—Anregung, eventl. einmal einen Boykott gegen das Hofbräuhaus zu inszenieren, fröhlichen Beifall fand, und daß ich nicht nur den Versammlungssaal nicht fluchtartig verlassen mußte, sondern zum Schluß der Versammlung persönlich präsiidierte, und daß ich unter wahren Ovationen, die sich bis in die Leopoldstrasse fortpflanzten, den Saal verließ. Die Schmockbagage aber schämt sich nicht, mit dem schmutzigen Verleumdungsgewäsch eines gesinnungs- und verantwortungslosen und obendrein idiotischen Zeilenschinders die Leser zu betrügen, die ihr Abonnementgeld bezahlen, um wahre Nachrichten zu lesen. Daß man mir wieder einmal meinen „Salonanarchismus" unter die Nase reibt (bei Gelegenheit einer Volksversammlung!) und mit dem Wort Edelanarchismus sich selbst rechtfertigt, wenn man sich überhaupt mit mir beschäftigt, kennzeichnet das Niveau des Packs, das vor vier Jahren, als ich angeklagt war, das sogenannte Lumpenproletariat zu staatsfeindlichen Handlungen angeeifert zu haben, mich einen Verbrecher nannte und seitdem erfolgreich bemüht war, meine wirtschaftliche Existenz zu ruinieren. „Der Salonanarchist Erich Mühsam aus Galizien" („Kölnische Volkszeitung" vom 10. Juli) stellt fest, daß er mit den — hoffentlich als echt anerkannten — Anarchisten Ravachol, Caserio, Bresci, Czolgosz etc. im Herzen tausendmal engere Gemeinschaft hat, als mit dem feigen Gesindel, das mangelt eigener Gesinnung die anderer Leute verdächtigt.

In kurzer Zeit erscheint im Verlage von

Paul Cassirer, Berlin:

Wüste-Krater-Wolken

Drei Gedichte

von

Erich Mühsam.

Mitteilungen über Preis, Ausstattung etc. des Buches folgen im nächsten Hefte des „Kain“. Vorbestellungen nehmen schon jetzt entgegen: **Der Verlas: Paul Cassirer, der Kain-Verlag und alle Buchhandlungen.**

In kurzer Zeit erscheint im

Kain-Verlag, München:

Die Freivermählten.

Polemische Schauspiel in drei Aufzügen

von

Erich Mühsam.

Vorbestellungen schon jetzt beim Kain-Verlag und bei allen Buchhandlungen.

Adolf Schustermann



**Zeitungs-
nachrichten - Bureau**
Berlin SO. 16, Rungesir. 22-24



Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. □ □ Prospekte gratis.

Der Krater

Gedichte von Erich Mühsam

2. Auflage :: Preis Mk. 2.—

==== Kain-Verlag München ====

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziere, Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen

Von der Wüste

Gedichte von ERICH MÜHSAM

(vergriffen), sind noch einige Exemplare zum Preise von Mk. 10.— vom Verfasser, Akademiestrasse 9/II zu beziehen.